

# Das Schwarze Röhröse

Z E I T U N G D E R S C H U T Z S T A F F E L N D E R N S D A P  
Organ der Reichsführung "



Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH, Zweigniederlassung Berlin, Berlin SW 68,  
Zimmerstraße 88. Fernruf: 1100 22. Postscheckkonto: Berlin 4454. Anschrift der  
Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigenpreise laut aufl. Preisliste.

Besuchspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Brief-  
träger 66 Pf., durch Streifb. monatl. 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf., übriges  
Ausland RM. 1,05. In Groß-Berlin erf. Zustellung durch Austräger uns. Zweigstellen

## Die Gegenwart

### lehrt uns

In einem der knappen, wortkargen Berichte, die Glockenschläge gleich den Fortgang des Weltgerichts ankündigen, sprach das Oberkommando der Wehrmacht unlängst von den **neun Millionen Soldaten**, die in der größten und für Deutschland und Europa entscheidendsten aller Schlachten in Rußland um den Sieg ringen.

Neun Millionen Soldaten! Wir kennen das Kräfteverhältnis nicht. Aber es mögen zwei, drei, vielleicht auch mehr Millionen deutsche Männer sein, die **Aug'** im Auge mit dem Feinde aktiv Mitgestalter des deutschen Schicksals sind: gegenüber dem buntrassigen Völkergemisch des Gegners das größte Aufgebot der männlichen Kraft eines Volkes, das jemals ein Schlachtfeld betrat.

#### Kein Vergleich möglich

Nur 30 000 Mann führte Alexander der Große über den Hellespont, als er die Welt erobern wollte. Nur 60 000 Mann standen unter Hannibal vor den Toren Roms. Diese Zahlen sind bis in die neuere Zeit in Europa nur selten überschritten worden. Die 600 000 Mann Attilas wie die 500 000 Mann des Mongolensturmes wurden von den Völkern Europas nicht mehr als Zahl, sondern als entfesseltes Element gewertet. Die Kriege der deutschen Kaiser, die Feldzüge Gustav Adolfs, Karls XII., Friedrichs des Großen wurden mit verhältnismäßig geringen Kräften geführt, die die 100 000-Mann-Grenze nur selten überschritten.

Bei Roßbach kämpfte und siegte Friedrich mit 20 000 Mann. Napoleons große Armee, die nach Rußland zog, war mit 600 000 Mann die gewaltigste Streitmacht, die ein europäischer Heerführer bis dahin je befahl. Und nun erst tritt die Kriegsgeschichte mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in das Zeitalter der Volksheere ein.

Mit 480 000 Mann tritt Moltke zum Waffen-  
gang gegen das Frankreich des dritten Napoleon an. Erst im Weltkrieg erreichen die kämpfenden Heere die Millionengrenze, aber es scheint gerade ihre Größe, ihre Unbeweglichkeit zu sein, die die Fronten erstarren läßt und die Feldherren zwingt, die Entscheidung nicht in der Vernichtung, sondern in der Zermürbung und Abnützung des Gegners zu suchen. Noch ist der Schlachtenlenker nicht erstanden, der die Kühnheit, die raumüberwindende Phantasie besitzt, auch die Millionenmassen der Volksheere auf den ins Riesenhalte vergrößerten Schlachtfeldern zur freien Entfaltung zu führen. Aber es gibt kein Zurück. Der Weltkrieg liefert den Beweis daß die Völker es sich nicht mehr leisten können, Kriege nach Art der Kabinettskriege zu gewinnen oder zu verlieren und trotzdem weiterzuleben.

Es geht nicht mehr um Länder und Provinzen, es geht um Sein oder Nichtsein ganzer Völker und Kontinente, und jeder einzelne ist aufgerufen, keiner kann sich der Schicksalsfrage entziehen. Der folgende Krieg ist der totale Krieg, und selbst das größte Feldherrngenie kann den Sieg nur erringen, wenn sein Volk

ihm mit der Macht des Glaubens, des Willens, des Mutes auch die Macht der Zahl gibt.

Deutschland siegt in diesem Kriege, weil ihm in Adolf Hitler der Feldherr gegeben ist, der auch Millionenheere so zu führen versteht, wie man vordem nur kleine, bewegliche Heere führen zu können glaubte. Aber in dieser Synthese ist die Macht der Zahl nicht weniger bedeutsam und unentbehrlich als ihre Überzeugung durch die Genialität des Führers.

Es ist notwendig, daß wir uns dies immer wieder vor Augen halten. Denn allzu leicht sieht sich der intellektuell denkende Mensch veranlaßt, die Macht der Zahl verächtlich zu verneinen und die Entscheidung allein der Genialität des Strategen wie des Konstrukteurs der Waffen und Maschinen zuzuschreiben; als ob die Genialität des Feldherrn sich nicht gerade darin erweise, daß er die Masse trotzdem beherrscht und bewegt, als ob die Genialität des Konstrukteurs nicht gerade darin sich bewähren würde, daß er Waffen und Maschinen nicht für die wenigen, sondern für die vielen baut.

Es ist auch nicht der Sieg auf dem Schlachtfeld allein, der einen Feldzug entscheidet, sondern das, was man aus dem Sieg macht. Nach dem Sieg über Sowjetrußland werden deutsche Soldaten ganz Europa gegen jeden raumfremden Feind sichern müssen. Wo blieben dann die Früchte des Sieges, wenn wir die Zahl nicht hätten? Wo bliebe die den Endesieg verbürgende Rückendeckung für den letzten, entscheidenden Waffengang? Am Ende werden es doch die deutschen Mütter sein, die als gleichberechtigte Sieger neben dem Schlachtenlenker und neben dem siegreichen Waffenträger stehen; die deutschen Mütter, die ihrem Volke die Söhne schenken in jener Zahl, die den Sieg erst möglich machte.

Und dann wollen wir dem Schicksal danken, daß es uns nicht ein Jahrzehnt später vor die Entscheidung stellte. Denn dann hätte die deutsche Wehrkraft auf den geburtenärtesten Jahrgängen der unseligen Epoche zwischen den Kriegen geruht. Und dann hätten die Hunderttausende, die Millionen gefehlt, die heute ihr vielleicht entscheidendes Gewicht in die Waagschale des Kampfes werfen.

#### Völlig verständnislos

Als der Nationalsozialismus sein Ringen um die Seelen der Väter und Mütter, um ihr völkisches Verantwortungsgefühl, um das Leben der ungeborenen Kinder begann, stieß er oftmals auf eine tief eingefressene Verständnislosigkeit. Das liberalistische Zeitalter hatte die Schlagworte des unseligen Inselbriten Malthus begeistert aufgenommen, der Marxismus hatte sie zur Religion erhoben.

Jede Volksvermehrung sollte die Lebensgrundlagen der Völker schmälen, jede Geburten einschränken erweitern. Das materialistische Denken folgerte daraus, daß wenige oder gar keine Kinder der sicherste Weg zum

bequemeren und erhöhten Lebensgenuss wären. Die „Geburtenregulierung“ wurde geradezu zum Recht des klugen und strebsamen Menschen erklärt, Kinderreichtum wurde ein belächeltes Merkmal der Dummköpfe, die sich selbst um die schönsten Früchte des Daseins brachten. Das satte Bürgertum erhob das Zweikinder-system zum Standard der Wohlstandsgleit, aber auch diese beiden Kinder erblickten hauptsächlich deshalb das Licht der Welt, weil Eckhaus, Bankkonto und Plüschgarnitur nach einem Erben riefen. Um viele Sippen, die sich so zum Aussterben verurteilten, wäre es nicht schade gewesen. Aber die Seuche ergriff auch die Gesunden, weil niemand da war, der die Partei der so augenscheinlich „Dummen“ ergriffen hätte. Die Zeit war nicht reif für eine Lehre von der organisch-lebendigen Einheit des Volkes.

Die Hilfe kam zunächst von einer anderen Seite her. Gewaltige Fortschritte der medizinischen Wissenschaft verringerten die Säuglings- und Kindersterblichkeit auf einen Bruchteil des früheren Standes. So wurden die gewollten Auffälle ungewollt wenigstens teilweise wettgemacht. Das war rassenhygienisch nicht immer von Vorteil. Aber es bleibt doch unbestreitbar, daß das deutsche Volk am Ende der liberalistischen Ära nur noch ein Schatten seiner selbst gewesen wäre, hätte die Wissenschaft nicht wettgemacht, was engstirnige Berechnung versiebt.

Freilich, die Möglichkeiten des Eingriffs der Wissenschaft in das Kräftespiel der Natur waren zu jenem Zeitpunkt auch erschöpft. Die Verringerung der Kindersterblichkeit erweckte sehr bald den Ruf jüdischer oder jüdisch angekränkelter Volksbeglückter. Also noch weniger Kinder! Und die Verlängerung des Menschenalters führte obendrein zu dem Trug-

### Zu spät!



Zeichnung: Bogner

### „Der verlorene Sohn“

schluß, daß die Volksvermehrung immer noch ausreichend sei.

Der Liberalismus erkannte nicht und wollte auch gar nicht erkennen, daß die Zukunft eines Volkes durch die lebenden Kinder, nicht durch die lebenden Greise bestimmt wird.

So haben wir uns nach Versailles, als Not und Arbeitslosigkeit und die Enge des Lebensraumes die Richtigkeit der malthusianischen Lehren so eindringlich zu beweisen schienen, dem Abgrund genähert. Wir wurden das geburtenärteste Volk der Erde, und Clemenceaus Wort von den 20 Millionen Deutschen, die zuviel auf der Welt wären, mußte bald in Erfüllung gehen.

#### Jetzt sehen wir es

Wir wollen in dieser Betrachtung alle Gegebenheiten, die der Nationalsozialismus gegen die lebensfeindlichen Irrlehren so erfolgreich ins Treffen führte, außer acht lassen, denn sie könnten ja zunächst nur an Glaubens- und Gefühlswerte appellieren und mußten Theorie bleiben, solange zwingende Umstände nicht auch die Bewährung in der Praxis herbeiführten. Das aber ist nun vor aller Augen geschehen.

Die Millionenheere der dennoch geborenen Söhne deutscher Mütter haben die bolschewistische Bedrohung zerschlagen. Aus diesem Erlebnis aber erwächst uns die Kraft der Vorstellung, was wohl hätte geschehen müssen, wenn das deutsche Volk zahlenmäßig zu schwach gewesen wäre, seinen Existenzkampf zu führen und die moskowitische Dampfwalze zu zerschmettern.

Da lebt irgendwo im deutschen Binnenlande ein Ehepaar Schulze. Man hat es zu etwas ge-

bracht. Man hat seinen sicheren, auskömmlichen Posten und hinterher seine Pensionsberechtigung. Man hat Häuschen und Garten, Klavier und Briefmarkensammlung, Stammtisch, Kino und Kaffeekränzchen und alljährlich seine Sommerreise. Und damit man alle diese Freuden des Daseins möglichst ungestört und auch bequem genießen kann, hat man das Kinderkriegen anderen, den Dummen, überlassen, die ihren Malthus, ihren Mantegazza und ihren Magnus Hirschfeld nicht gelesen haben. Draußen tobt nun das Leben und die Politik, weit drunter in der Türkei schlagen die Völker aufeinander, aber man nimmt das alles nur zur Kenntnis, soweit es interessant genug ist, genießerisch genossen werden zu können. Man lebt in seiner Welt, man hat es geschafft.

## Nicht auszudenken

Aber eines Tages steht der Kommissar Isaak Samoilowitsch Wechselzweig mit vier schwerbewaffneten GPU-Soldaten vor dem Gartenzau des Ehepaars Schulze, genau so, wie er vor ungezählten bürgerlichen Gartenzäunen in Rußland, in den baltischen Ländern, in Galizien und Bessarabien schon gestanden hat. Er schert sich nicht darum, daß dieses Home Schulzens Castle ist, das von der unruhigen Welt da draußen eigentlich nicht betreten werden darf. Und einige Zeit darauf wird man die Leichen des Ehepaars Schulze in einem stinkenden Keller wiederfinden. Warum? Weil sie Besitzende und damit Feinde des Weltproletariats waren. Oder weil die Gepflegtheit des Schulzeschen Gartens auf konterrevolutionäre Gesinnung schließen ließ. Oder weil Genosse Wechselzweig seinem Vorgesetzten an jenem Tage eben noch zwei Opfer schuldete.

Wir brauchen nicht zu fürchten, daß diese Darstellung den Geruch der Unwahrheitlichkeit an sich trüge. Der Bolschewismus konnte in Rußland 40 Millionen Menschen ums Leben bringen, ohne daß das Schulzen aus ihrer Ruhe geschrückt hätte. Rußland war weit. Aber Lemberg liegt schon erheblich näher. Jetzt rücken Tatsachen vor unsere Augen, denen gegenüber Schulzen's erdachtes Schicksal eine zarte Legende ist. Und wenn der Bolschewismus in dem ihm doch wesensnäheren Osten so verfuhr, welches Schicksal hätte er deutschen Menschen bereitet, deren ganzes Wesen selbst in der Passivität des Spießers ihm als Auflehnung und Herausforderung erschienen wäre?

Auch der kleinste deutsche Arbeiter mit seiner Ordnungsliebe, seinem Besitzerstolz, seiner anständigen Lebensauffassung und seiner stets verteidigungsbereiten Ehrauffassung wäre ihm als straf- und todeswürdiger Burschka erschienen. Unsere rassische und soziale Struktur hat ja das Untermenschen-tum immer nur als verschwindend dünne Schicht gezeigt, der Bolschewismus hätte hier keine seinen Staat "tragende" Masse vorgefundet, und das fürchterliche Mißtrauen seiner Machthaber gegen alles und jeden hätte sie in einen Blutrausch versetzt, der selbst im russischen Vorbild seinesgleichen nicht gefunden hätte.

Was aber würden in einem solchen Falle die berechnenden Kinderlosen, die Anhänger der Geburtenbeschränkung und des Zweikinder-Systems von ihrer ach so großen Klugheit gehabt haben? Wo wäre ihr bequemes Leben geblieben, wo ihr erhöhter Lebensgenuss, ihre materielle Unabhängigkeit, ihr größeres Sparkonto, ihr Besitz und ihre Pensionsberechtigung?

## Sieg der Mütter

Daß diese Frage nur in dieser mahnenden Form an sie herantritt, daß sie sich ihres Daseins weiterhin erfreuen können, das verdanken sie doch zweifellos jenen, die in unverdrossener Kinderfreudigkeit ihrem Volke die Söhne schenkten, die es heute aus schwerster Gefahr erretteten und die Tore zu einer schöneren und größeren Zukunft aufstoßen.

Gewiß, es sind viele "einige Söhne" an der Front, und das Opfer der Mütter, die den "Einzigsten" den Fährnissen des Krieges aussetzen, sind nicht geringer. Aber dies kann doch nichts an der ehrernen Tatsache ändern, daß wir mit "einigen Söhnen" diesen Krieg nicht hätten führen, geschweige denn gewinnen können; daß man uns nahezu wehrlos in die Hölle der jüdischen Sklaverei gestoßen hätte.

Der Sieg aber reißt die Schranken nieder, die uns bisher zu erdrücken suchten. Er schafft Luft und Raum und Freiheit. Er gibt Boden dem Siedler, Freiheit der Arbeit, die sich entfalten möchte, er fällt die Hürden, die den Streb samen beeinträchtigen, er sprengt die drangvolle Enge, die den eigenwilligen Geist verkümmern ließ. Nie wieder wird es zu viele Deutsche auf dieser Erde geben, wohl aber immer zu wenige.

Schon ruft der neugewonnene Osten. Schon müssen wir Millionen Fremde aufrufen, die Lücken unserer Arbeitskraft zu füllen. Und doch werden die weiten Räume der östlichen Ebene eben erst gerodet, vom Fieber befreit. Wie wird es sein, wenn auch sie die schöpferschen Kräfte rufen, die das Chaos ordnen und

# Es war unsere Pflicht

Die Propaganda des armseligen Duff Cooper und auch die Geistesblitze der Amerikaner haben den Vorzug, daß man schon immer vorher weiß, was kommt. Statt die eigenen Sünden zu rechtfertigen, spielen sie den Ankläger gegen uns. Statt ihrem Völkern das Rätsel zu lösen, wie aus den infernalischen Bolschewiken von gestern plötzlich die Kämpfer für das Menschenrecht von heute geworden sind, drehen sie den Spieß um, und fragen scheinheilig:

Was dürfen die Deutschen uns schon vorwerfen? Haben sie nicht noch vor wenigen Wochen selbst ihren Vertrag mit Moskau gehabt? Entdeckt Hitler nicht gar zu plötzlich, daß Stalin und Molotow jetzt auf einmal Untermenschen sind, so wie vor 1939? Ja, wenn es nicht klüger wäre, über die furchtbaren Mordgreuel in Galizien stillschweigend hinwegzugehen, dann würden sie am liebsten in talmudistischer Meisterschaft fragen: Sind nicht die Deutschen im Grunde für die dortigen Schandtaten verantwortlich? Haben sie nicht erst mit dem deutsch-russischen Grenzvertrag die Sowjets nach Lemberg und Dubno, nach Riga und Wilna gelassen oder jedenfalls stillschweigend gebilligt, daß sie sich dort einnisteten?

Die Burschen in London und New York, die diesen raffinierten Dreh gefunden haben, verdienen keine Antwort — sie erwarten auch keine. Aber vielleicht gibt es tatsächlich einige bejammernswerte, gutwillige Zeitgenossen, die in dem unausrottbaren Hang zur „Objektivität“ sich derart krauses Zeug ernstlich durch ihren Kopf gehen lassen. Und um dieser geistig Armen willen mag es sich lohnen, sich mit jenen Fragen ernsthaft auseinanderzusetzen.

Zunächst einmal, du Narr, werden wir den unbewußten Anwälten Winston Churchills entgegenhalten — zunächst einmal sieht das heutige Bündnis der Plutokraten mit den Bolschewiken wesentlich anders aus als der Vertrag, den wir mit ihnen geschlossen hatten.

Haben wir uns in förmlicher Waffenbrüder-schaft mit ihnen zusammengetan, haben wir sie

vor der Welt in lauten Reden gefeiert als Mitstreiter für die wahren Ideale der Menschheit? Bei uns hat kein Lord Nathan in einem Zuge auf das deutsche und bolschewistische Staats-oberhaupt getrunken — nicht nur weil es bei uns keine Lords gibt und die Nathans in Deutschland abgemeldet sind, sondern weil jeder anständige Deutsche, ob Minister oder Arbeiter, ein sicheres Gefühl dafür hatte, daß zwischen politischen Beziehungen und politischen Freundschaften ein gehöriger Unterschied besteht.

Bei uns in Deutschland ist niemand auf den Einfall gekommen, zur höheren Ehre der Sowjets die Internationale zu schmeißen oder mit dem Sowjetbotschafter Schkarzeff zum Gottesdienst in den Berliner Dom zu ziehen. Als Molotow zum Besuch nach Berlin kam, haben wir ihn höflich und korrekt behandelt, aber mit Distanz. Die Bolschewisten wußten es, und die Welt wußte es auch, daß wir nur geschäftlich miteinander zu tun hatten, und Geschäfte muß man auch im Privatleben häufig mit Menschen machen, die man nicht in seiner Familie sehen möchte.

Freilich, das ist alles richtig, wird unser objektiver Mann antworten, aber sind das nicht alles Äußerlichkeiten? Bleibt nicht jedenfalls der Kern der Dinge unbestritten, daß Deutschland einen Vertrag mit den Sowjets hatte, daß Ribbentrop nach Moskau gefahren ist und mit Stalin besprochen hat, wie Polen aufgeteilt werden sollte?

Gewiß, du Narr, werden wir dann antworten, niemand bestreitet, daß wir einen Pakt mit den Sowjets geschlossen, ja, daß wir ihn gesucht haben. Aber wie schwer von Begriff bist du, wenn man dir heute noch klarmachen muß, warum das so war und warum das sein mußte. Seitdem der Führer am 22. Juni seinen Aufruf an das deutsche Volk erließ, sollte der letzte wissen, wie furchtbar schwer ihm jener Entschluß wurde. Aber ihm blieb in diesem Augenblick gar keine Wahl. Wir haben mit den Sowjets eine Übereinkunft gesucht, um dem deutschen Volk Blutopfer zu ersparen, die seine Existenz hätte gefährden können.

erhaltung für die europäischen Völker, sich in friedlichem Ausgleich zusammenzufinden. Sie wollten keine Vernunft annehmen, weder in London noch in Paris, noch in Warschau.

Wenn es gegen Deutschland geht, dann auch mit dem Teufel — das war der Wahlspruch unserer Gegner. Darum war es unsere Pflicht, dem Teufel klarzumachen, daß die Briten ihn vor ihren Wagen zu spannen versuchten. Warum soll nicht auch einmal der Teufel zu Verstand kommen?

Gut, wird der Fanatiker für Gerechtigkeit und internationale Moral einräumen — auch das ist richtig. Aber trifft dann Deutschland nicht der Vorwurf, daß es die Bolschewisten nicht hindern kann?

Du Narr, werden wir zum drittenmal sagen — auf welcher Seite lagen die Hintergedanken, als der Vertrag geschlossen wurde?

Wir haben es wirklich ehrlich versucht, mit den Sowjets ins reine zu kommen. Wo steht denn geschrieben, das deutsche Volk habe von der Geschichte den unabsehbaren Auftrag erhalten, einen Kreuzzug gegen die Bolschewisten zu führen, Tausende seiner besten Söhne zu opfern, nur damit andere Völker von der Herrschaft des moskowitischen Untermenschentums befreit werden? Wir brauchten keinen Krieg gegen die Bolschewisten, wenn sie bereit waren, uns in Frieden zu lassen, so wie wir sie in Frieden lassen wollten.

Mit eisigem Realismus hat das Hermann Göring kurz nach Abschluß des Russenvertrages ausgesprochen:

Mögen die drüben bei sich ihren Bolschewismus machen — wir machen bei uns un-

die Titanenarbeit des segensreichen Aufbaus verrichten sollen? Wird unsere Zahl vor solchen Anforderungen bestehen?

Millionen blieben ungeboren, weil der Kleinmut ihrer Väter ihr Dasein im engsten Lebenskreis nicht gesichert sah. Und Millionen ist damit das Recht ihres Blutes vorenthalten worden, die erblichen Werte ihrer Sippe nun frei zu entfalten. Wie viele Lebensströme sind im Sande der Kleingläubigkeit verroffen, wie viele Fähigkeiten nutzlos vertan!

Wie viele Söhne blieben ungeboren, die den Namen ihrer Väter unsterblich gemacht haben würden, wie vielen blieb es verwehrt, eine lange Ahnenreihe endlich dahin zu führen, wohin alle ihre Glieder bewußt oder unbewußt immer gestrebt haben: nach der höchsten Bewährung ihres guten Blutes!

Da haben Generationen um Generationen um das Glück ihrer Kinder gekämpft und Hoffnung auf Hoffnung gesetzt, gekämpft und ge-

arbeitet, und sie starben alle mit der Gewißheit: war es uns nicht beschieden, die Kinder werden es schaffen, die Zeit war gegen uns, ihnen wird sie günstig sein. Bis einer kam, der die Kette zerriß und nichts in sein Grab nahm als die Gewißheit, die Sterbebeiträge immer pünktlich bezahlt zu haben. Warum? Weil es so bequemer war. Für ein Kinklitzchen, für seine armseligen Lebensgenüsse, für ein paar Schoppen Bier und den Biberpelz seiner Frau hat er alles Mühen, alles Hoffen und Bangen seiner Ahnen hingegeben.

Es wäre ein selbstquälerisches Beginnen, diese Gedanken zu Ende zu denken, wüßten wir nicht, daß wir die Krise überwunden haben. Es ging ja schon aufwärts in den Jahren vor dem aufwühlenden Erlebnis dieses Krieges, der Krieg aber wird sich als der Vater nicht nur vieler Dinge erweisen. Aus seinem Erlebnis werden sich die Kräfte des Glaubens und der Zuversicht formen, die unsre Wogen füllen.

## Gut Holz!



Zeichnung: Bogner  
— Nee, hölzerne Tanks haben die Deutschen nicht, aber ihre Führer, die scheinen aus einem eigenen Holz geschnitten zu sein...

seren Nationalsozialismus. Die Grenzen waren klar, und dabei hätte es bleiben können.

Aber, wohlgernekt, das war das entscheidende Wort in jenem Satz: drüben bei sich. Als wir den Bolschewisten einen dauernden Frieden anboten, mußten wir gleichzeitig verlangen, daß nun Schluß sein werde mit der Weltrevolution und ihrer Vorbereitung, mit der roten Wühlarbeit in Deutschland, in Skandinavien, auf dem Balkan. Das aber wollten die Moskowiter nicht.

Die Tinte unter dem deutsch-russischen Vertrag war noch nicht trocken, als Stalin sich bereits fragte, wann wohl der günstigste Moment gekommen sein könnte, ihn in Fetzen zu reißen.

Ja, aber warum hat er dann nicht gleich mit Churchill gemeinsame Sache gemacht?

Oh, der war gar nicht so dumm, Herr Stalin glaubte klüger zu spielen, indem er erst die verhaften Faschisten und die westlichen Kapitalisten aufeinander losgehen ließ. Beide sollten sich, das war seine Rechnung, möglichst in jahrelangem Kampf ineinander verfeind und erschöpfen. Um so sicherer würden ihm dann beide zum Raube fallen. Und für diese Stunde ließ er rüsten, rüsten, rüsten. Heute sehen wir, was aus den russischen Fabriken an Panzerwagen und Flugzeugen herausgeholt worden ist.

## Verrechnet

Seine Rechnung war zu klug; eine Größe war falsch veranschlagt, die deutsche Stärke. Das Reich erwies sich als so mächtig, wie es niemand für möglich gehalten hätte. Glaubte Stalin zunächst, über den Westen und uns gleichzeitig triumphieren zu können, so suchte er nun nach Bundesgenossen. Es war doch klüger, England zu benutzen, solange es noch stand. Im Vernichtungswillen gegen Deutschland fanden sich die beiden. Sie zwangen uns vor die Frage: ich oder du? Nicht wir haben sie gestellt, weder den Briten noch den Sowjets. Wir sind die Gefragten, aber wenn man uns fragt, bleiben wir die Antwort nicht schuldig. Wir müssen diesen Krieg führen, um unser Leben zu sichern. In diesem Sinne hat der Führer die Nation aufgerufen.

Wir gefallen uns nicht in der scheinheiligen Rolle der Briten, die ja niemals für sich, sondern immer nur für andere Völker und für hohe Prinzipien kämpfen. Wir haben nicht behauptet, wir zögern zu Feld, ausschließlich um Europa, um die menschliche Kultur zu retten, so wie die Briten im Namen der Zivilisation, der Demokratie und der menschlichen Freiheit uns den Krieg erklärt haben. Nein, wir marschieren im Osten zuerst einmal, um unseren Boden und unser Volk vor dem bolschewistischen Überfall zu sichern, um Deutschlands willen. Daß Deutschlands Sache gleichzeitig die Sache der abendländischen Gemeinschaft ist, brauchten wir von uns aus nicht zu proklamieren. Das haben die Völker Europas inzwischen von selbst gemerkt. Dieser Krieg bringt geradezu die Wiedergeburt Europas mit sich.

Herausgebrüter: Gunter d'Alquen  
Verlag: Franz Eher Nachf., GmbH (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68 Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68  
Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 vom 1. 6. 1940 gültig.

# Stalin-Linie durchbrochen



Im ungestümen Vormarsch haben die Kradschützen der Waffen-SS vorastend die bolschewistischen Festungen erkundet. Schon rasan sie mit ihren Meldungen zurück, um der Einheit die genauen Angriffsziele zu übermitteln.

Aufnahmen: SS-PK. Zschäckel, Drewes, Schreiber

Bild rechts: Inzwischen sind einzelne Stoßtrupps schon in Gefechtsberührung mit dem Feind gekommen. Trotz verzweifelter Gegenwehr wird Meter um Meter genommen



Die Pak rollt heran und nimmt wenige Augenblicke später die ersten Bunker unter Feuer

Bild links: Inzwischen haben Stukas und Schwere Artillerie den Sowjets in ihrer für unüberwindlich gehaltenen Stellungslinie ein Konzert veranstaltet, daß Ihnen Hören und Sehen vergangen ist. Jetzt ist der Augenblick für die Infanterie gekommen. In langen Sprüngen geht es ran an den Feind



Bald ist der Widerstand gebrochen. Einzel und in größeren Gruppen werden die Überlebenden aus den zertrümmerten Bunkern gejagt. Hals über Kopf und völlig zerrüttet rennen sie in die rettende Gefangenschaft

Bild links: Ausgebrannt und von den deutschen Geschossen und Bomben zerschmettert, ragen die verlassenen Reste einzelner Bunkerkuppen aus dem Gelände. Auch diese Befestigungen, nach neuesten Erfahrungen gebaut, konnten den deutschen Vormarsch nicht aufhalten

# Der Osten schlägt zurück

In Jarotschin im Warthegau arbeitet eine landwirtschaftliche Organisation. Sie sucht einen Buchhalter.

In Großenhain in Sachsen arbeitet der Buchhalter Hermann Hoffmann. Er zeigt sich nicht abgeneigt, gen Ostland zu reisen. Der Osten, so heißt es doch immer, braucht tüchtige deutsche Menschen. Und Herr Hoffmann kam sich außerordentlich tüchtig vor. Leider verstand er unter Tüchtigkeit aber etwas anderes als die, die tüchtige Menschen für den Osten suchen.

Immerhin — Herr Hoffmann war tüchtig. Und so widerfuhr ihm denn die Auszeichnung, daß seine Bewerbung bei der landwirtschaftlichen Organisation in Jarotschin nicht nur von dieser selbst, sondern auch von keinem Geringeren als dem Herrn Reichstreuhänder der Arbeit in Posen beantwortet wurde. Ob dieser Brief ihm allerdings sonderliche Freude bereitete, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls aber enthält dieser Brief alles Wissenswerte über Herrn Hoffmann und seine Tüchtigkeit. Und wer ihn liest, wird uns beipflichten, wenn wir sagen: Dieser Mann verdient es, aus der Namenlosigkeit seines Buchhalterdaseins in den Scheinwerferkegel der mitführenden Öffentlichkeit gerückt zu werden!

Wer den Anfang des Briefes liest, wird darob allerdings erstaunt sein. Er wird nicht finden, daß Herrn Hoffmanns Fähigkeiten sich irgendwie wesentlich von denen der übrigen hunderttausend Buchhalter unterscheiden, die, wo immer es sei, ihre stille Pflicht erfüllen, ohne deshalb jemals berühmt zu werden — — —

„Mir ist von einem Betrieb in Jarotschin (Warthegau) Ihr Bewerbungsschreiben zugeleitet worden. Ich ersehe daraus, daß Sie 28 Jahre alt, ledig, wegen eines Unfalls vom Militärdienst befreit und derzeit als Buchhalter mit einem Monatsgehalt von 325,— RM. beschäftigt sind. Ihre Vorbildung besteht in dem Besuch einer Mittelschule und einer abgeschlossenen kaufmännischen Lehre, weist also keine Besonderheiten auf. Ihre Zeugnisse sind nicht überdurchschnittlich . . .“

## Offensichtlich Größenwahn

Wie wir schon sagten: nichts unterscheidet Herrn Hoffmann vom mittleren Durchschnitt seiner 100.000 Kollegen. Nun aber wird's interessant:

„Bevor Sie sich bereit erklären, im Osten zu arbeiten, ersuchen Sie den Betrieb, Ihnen mitzuteilen, ob er bereit sei, Ihnen 700,— RM. zu zahlen. Der Betrieb hat es abgelehnt, sachlich auf Ihre Forderung einzugehen.“

Ja, was ist denn da passiert? Nicht viel. Den kleinen Herrn Hoffmann hat nur der Größenwahn gepackt. Es ist allerdings ein wohl fundierter Größenwahn. Es hat sich bis zu ihm herumgesprochen, daß der Osten Menschen braucht. Und so weit reicht nun sein kaufmännisches Genie, daß er sich sagt: wo etwas gebraucht wird, da ist Konjunktur, und wo Konjunktur ist, da kann man Preise fordern. Und also fordert der kleine Buchhalter Hoffmann für seine Arbeitsleistung von heute auf morgen das Gehalt eines Obersten, eines Polizeipräsidenten oder Botschaftsrats. Das ist so schön, so einmalig, daß der Reichstreuhänder sich veranlaßt sieht, dazu in eigenen und längeren Ausführungen Stellung zu nehmen:

„Ihr Fall ist für eine gewisse Anzahl von Volksgenossen, die zum Glück nicht groß ist, immerhin so bezeichnend, daß ich einige grundsätzliche Bemerkungen anzuschließen habe, um einer Verwirrung der Geister vorsorglich entgegenzutreten.“

Der Reichstreuhänder erinnert daran, daß der Osten durch Opfer kostbaren deutschen Blutes zurückgewonnen wurde.

„Ich weiß nicht, ob Sie die Höhe des Wehrsoldes kennen und ob Sie überhaupt zu begreifen imstande sind, daß der deutsche Soldat immer bereit war und bis zur siegreichen Beendigung dieses Krieges immer bereit sein wird, auch das letzte Opfer zu bringen, ohne nach Geld oder der Höhe des Wehrsoldes zu fragen. Es sind nach unserer Wehrmacht zahlreiche Deutsche in den Warthegau gekommen, um hier für Deutschland den neugewonnenen Osten aufzubauen. Hätten bei diesen Deutschen die Lohn- oder Gehaltsforderungen die gleiche Rolle gespielt wie bei Ihnen, so wären vermutlich die Erfolge, auf die wir stolz sind, nicht erreicht worden, weil die Schwierigkeiten, Entbehrungen und

Opfer, die von diesen Deutschen für die Aufbauarbeit aufgebracht werden mußten, überhaupt nicht mit Geld abgegolten werden können.“

Und nun stößt der Reichstreuhänder zum Kern des Übels, zur Charakterfrage, zur Frage der weltanschaulichen Haltung vor:

„Es mag Ihnen befremdlich oder von Ihrem Standpunkt aus sogar lächerlich erscheinen, daß für uns der erste Ausgleich für die Arbeit, die teilweise unter schwersten Umständen hier bereits geleistet worden ist, nicht in Geld oder materiellen Werten bestand, sondern daß es vor allem das Bewußtsein war, durch die Bewältigung besonders schwieriger und größter Arbeitslast unter Verzicht auf viele Genüsse und Gewohnheiten dem Soldaten an der Front und seinen Opfern nicht allzusehr nachzustehen.“

Das allerdings dürfte Herrn Hoffmann und seinesgleichen befremdlich und lächerlich erscheinen. Wozu wäre er vom Militärdienst befreit, wenn er dennoch Opfer bringen sollte? Da scheint das Geld auf der Straße zu liegen, und er soll es nicht aufheben?

Der Reichstreuhänder versucht es auch mit gutem Zureden. Er wisse durchaus, daß die

Gehaltsfrage für den Nicht-Soldaten nicht plötzlich aus der Welt geschafft sei. Es sei auch nicht abwegig, auch im Kriege nach einem Vorwärtskommen zu trachten und durch Mehrleistung und Mehreinsatz mehr zu verdienen. Dafür aber, daß einer mehr als das Doppelte seines bisherigen Einkommens fordere, ohne vorher zu beweisen, was an ihm und seiner Leistung dran wäre, und nur weil er eine Konjunktur wittere, dafür habe er, der Reichstreuhänder, kein Verständnis.

„Im Gegenteil: Leute, die auch noch glauben, aus ihrer Militärtauglichkeit mit unverfrorenem und gründewahnsmäßigen Forderungen Kapital schlagen zu können, sind für uns im Osten noch weniger als die Hälfte, nämlich gar nichts wert.“

Wir haben hier Arbeit für viele Jahre und können jeden Deutschen gebrauchen, der bereit ist, verantwortungsbewußt anzupacken. Für uns ist die Bewältigung der Aufgaben von einmaliger Größe, die uns hier gestellt sind, eine Ehrenpflicht für Volk und Führer. Für moralisch Minderwertige und Etappendienner ist in unseren Reihen kein Platz. Der Osten soll Sammelplatz für Kämpfer sein, aber nicht von Kämpfern um Posten und Gehälter . . .“

## So ist es richtig!

Werden sich die Kämpfer für Posten und Gehälter diesen Brief hinter den Spiegel stecken? Was der Reichstreuhänder darin sagt, ist nicht grundsätzlich neu, soll auch nicht grundsätzlich neu sein. Diese Auffassungen waren von Anbeginn das Netz, das Konjunkturschleicher vom Osten fernhalten sollte; und ein Versprechen an die idealistischen Pioniere, daß im Osten Geist von ihrem Geiste herrschen und daß sie dort nicht immerfort über das lästige Übel der Bürokraten und der Krämerseelen stolpern sollten. Wie oft haben auch wir in warnende Horn geblasen! Nun heißt es andere Saiten aufziehen, die noch Einsichtsfähigen zur Einsicht bekehren, die Unbelehrbaren wenigstens abschrecken. Der Reichstreuhänder schreibt:

„Ich werde die zuständigen Dienststellen um Nachprüfung bitten, wieweit Ihnen durch Zuweisung eines geeigneten Arbeitsplatzes die Möglichkeit gegeben werden kann, mehr als anscheinend bisher über Arbeit, Leistung und Verdienst nachzudenken. Ich denke dabei insbesondere an Ihren Einsatz in der Landwirtschaft oder dem Bergbau, um Ihnen einen Eindruck davon zu geben, wie schnell 700 RM. verdient werden können oder nicht.“

Es würde die Möglichkeit bestehen, gegen Sie mit schärferen Maßnahmen vorzugehen. Ich will in Anbetracht Ihres Alters die Hoffnung nicht ausschließen, daß diese Zeilen und ein erzieherischer Arbeitsplatzwechsel Ihnen doch noch die Möglichkeit geben könnten, zu der Haltung zu kommen, die der nationalsozialistische Staat von einem anständigen Deutschen heute mehr denn je verlangt.“

Der Präsident des Landesarbeitsamtes Sachsen wurde „mit gleicher Post“ gebeten,

„gegebenenfalls im Wege der Dienstverpflichtung dem Vorgenannten eine Arbeit zuzuweisen, die ihm bei niedrigstem Einkommen für vorübergehende Dauer aus erzieherischen Gründen klarmacht, was Geld verdienen heißt.“

Und so wird denn Hermann Hoffmann aus Großenhain in absehbarer Zeit verreisen, zwar nicht nach dem Osten zur erstrebten 700-RM.-Pfründe, wohl aber an einen Arbeitsplatz, wo Frauen und Männer ihre Pflicht tun, die vielleicht mehr zu leisten vermögen als Hermann Hoffmann, dafür aber keinen Vogel und keinen Größenwahn haben. Er wird dort lernen und sehen, daß es sehr viele Volksgenossen gibt, die viel mehr arbeiten müssen und doch weit weniger verdienen als ein kleiner Buchhalter mit seinem sicheren 325-RM.-Einkommen. Und wenn ihn das Lernen manchmal schwer anfällt, dann möge er sich damit trösten, daß ihn das Schicksal dazu ausersehen hat, ein warnendes Beispiel für viele abzugeben. Wenn er den einen oder den anderen nachdenklich werden läßt, ehe sich dieser beim Kopfsprung in die Konjunktur die Birne aufschlägt, hat er, wenn auch unbewußt, schon ein gutes Werk getan.

Herr Markgraf zum Beispiel, Herr Hans Markgraf aus Berlin-Charlottenburg, hätte seine Bewerbung um die Stelle eines Registraturleiters bei der Handwerkskammer in Posen entweder gar nicht oder ganz anders abgefaßt, wenn Hermann Hoffmann sein warnendes Exempel etwas früher aufgestellt haben würde.

## Er stellt seine Bedingungen

Markgraf ist also bereit, den aufwühlenden Posten eines Registraturleiters zu übernehmen, ja, er will sogar — wie er schreibt — Opfer auf sich nehmen. Seine Forderungen seien so aus:

1. Mindestgehalt nach Gruppe V: 415 RM.
2. Ostzulage und die Verpflichtung des Arbeitgebers, das Gehalt entsprechend zu erhöhen, wenn die Ostzulage abgebaut werden sollte.
3. Lohnsteuer und Kriegszuschlag müssen vom Arbeitgeber bezahlt werden.
4. Durch drei Monate ein Übergangsgeld von 9,50 RM. pro Tag — macht 285 RM. im Monat — und Hotelspesen.
5. Bezahlung der Umzugskosten mit einer Pauschalsumme.
6. Verheiratetenzulage, obwohl er nicht verheiratet ist, weil er eine erwachsene Tochter zu ernähren hat.
7. Bahnfahrt II. Klasse nicht nur für ihn, auch für die Tochter; nicht nur für die Tochter, auch für deren Mutter, „wenn sie nach dort zu kommen wünscht“.
8. Es sind folgende Fragen zu beantworten: Wie viele Hilfskräfte stehen ihm zur Seite, wie sind die Dienstzeiten, wie lange ist der Urlaub; werden Urlaubsreisen nach dem Altreich bezahlt, gibt es Ferienzuschuß?
9. Gibt es ein Kasino, und was kostet das Mittagessen?
10. Besorgt der Betrieb ein möbliertes Zimmer, und was kostet es — — —?

Der Chef des Protokolls im Auswärtigen Amt wird uns gern bestätigen, daß vor dem Besuch eines ausländischen Staatsoberhauses nicht annähernd so viele Fragen gestellt werden, wie wenn Herr Hans Markgraf aus Berlin sich anschickt, im drei D-Zug-Stunden entfernten Posen die Stellung eines Registraturleiters anzunehmen. Es ist, als hätte man einem Berliner Generalmusikdirektor das Angebot gemacht, die Stelle eines Hofkapellmeisters beim Oberhäuptling Tutti-Fratti in Betschuanaland anzunehmen, und als wollte jener nun teils belustigt, teils neugierig erkunden, ob die armen Wilden überhaupt wüßten, an welche Leuchte sie sich da gewandt hätten und was sie ihm wohl bieten würden? Das Ganze aber nennt Markgraf eine Bereitschaft zum Opfern — und es ist gar nicht auszudenken, welche Forderungen, Fragen und Ansinnen dieser — gleichfalls vom Kriegsdienst befreite — Herr stellen würde, wenn er nicht sooo sehr darauf versessen wäre, sich opfernd einzuschränken.

„So sehen die Männer aus“, schreibt uns die Handwerkskammer Posen, „auf die wir für den Aufbau unseres Ostens gewartet haben!“

Was in aller Welt hat sie aber veranlaßt, zu glauben, man hätte wirklich nur auf sie gewartet, ja, der deutsche Soldat habe den Osten nur befreit, damit dort ein Paradies für Konjunkturhyänen eingerichtet werden könnte? Jedes Mittel ist recht, das geeignet erscheint, diesen Irrtum schnell und gründlich zu beseitigen. Und es wird, wie das Beispiel zeigt, von den zuständigen Stellen Gebrauch davon gemacht.

## Grundsätze für 90 Pf.

Richter und Justizbeamte stellen an der Front nicht geringere Kontingente als irgend ein anderer Berufszweig. Der „Geschäftsgang“ ist auf den Gerichten deshalb auch nicht weniger überlastet als in der Privatwirtschaft oder bei anderen Behörden. Die Eindämmung der gerichtlichen Austragung von Streitigkeiten sollte daher ein kriegsbedingtes Muß sein. Es ist schließlich auch nicht angängig, daß, während der Soldat an der Front steht, die Daheimgebliebenen um irgendein Nichts und wieder Nichts sich vor Gericht herumzanken. Das Gemeinschaftsgefühl sollte auch im rauflustigsten Streithammel so stark sein, daß er zu der Überzeugung gelangt, die Volksgemeinschaft habe jetzt Wichtigeres zu tun.

Leider können sich die Gerichte die lästigen Bagatellsachen nicht vom Leibe halten. Die Gerichtsordnung zwingt sie, eine Klage anzunehmen, Vorladungen auszuschicken, Termine anzusetzen, Akten anzulegen, Beweisbeschlüsse zu verkünden, Zeugen zu vernehmen und oft viele kostbare Stunden wegen einer läppischen Geschichte zu vergeuden, die vernunftgemäß in drei Minuten zu entscheiden und zu erledigen wäre. Das österreichische Strafrecht bot eine, wenn auch sehr begrenzte Handhabe gegen Querulant, die das Gericht mit ihren Nichtigkeiten belästigen. Die großdeutsche Rechtsprechung zeigt sich in diesem Punkt noch wehrlos. Aber was nicht ist, kann ja noch werden.

In Nürnberg beklagt ein Herr zwei Mieter seines Hauses in der Gugelstraße 127 wegen — — 90 Pfennigen plus 4 v.H. Zinsen seit dem 13. Mai 1941. Er hat zu diesem Zweck einen Rechtsanwalt bemüht. Vorher schon haben die Preisbehörde und die Wohnungsaufsicht sich mit diesem „Fall“ beschäftigen müssen. Die Akten schwellen allmählich an. Der eine beklagte Mieter ist Ingenieur in einem kriegswichtigen Industriebetrieb. Der andere ist Major. Beider Zeit ist für nützliche und verünftige Dinge in Anspruch genommen.

Trotzdem werden sie und wird das Gericht sich vielleicht einen halben Vormittag um die Ohren schlagen müssen, weil ein Querulant es sich in den Kopf setzt, eine „grundgesetzliche Entscheidung“ darüber herbeizuführen, ob eine altersschwache Glühbirne im Treppenflur von ihm oder von den Mieterne erneuert werden müsse!

## Völlig gleichgültig

Es ist völlig gleichgültig, wie dieser Streit ausgeht. Es ist für die Volksgemeinschaft ohne Belang, wer in der Gugelstraße 127 zu Nürnberg eine kaputte Glühbirne zu 90 Pfennigen bezahlt. Es ist schlimm genug, daß wegen dieser Glühbirne zu 90 Pfennigen bereits eine Behörde sich gezwungen sah, gegen den Hausbesitzer vorzugehen und ihn durch Strafandrohung zur Instandsetzung der Treppenbeleuchtung zu zwingen.

Wer seine Hartschädigkeit so weit gediehen läßt, müßte an sich schon wegen Belästigung der Behörde bestraft werden. Aber nun wird auch noch das Gericht mit erheblichem Aufwand darüber entscheiden müssen, ob es rechtmäßig war, den Hausbesitzer so „tief“ ins Säckel greifen zu lassen. Für nichts und wieder nichts; nur weil es einem Dickkopf einfällt, sich um angeblicher „Grundsätze“ willen mit seinen Mieterne, mit Behörden und nun auch noch mit den Gerichten herumzuschlagen. Dies allein ist wichtig und gar nicht gleichgültig; daß jemand das angebliche „Recht“ genießen sollte, um einen winzigen Dreck einen solchen Wirbel zu machen und der Volksgemeinschaft viele kostbare Stunden zu stehlen, die für Besseres dringend gebraucht werden.

Diese Möglichkeit schreit geradezu nach einer Handhabe, die es dem Richter gestatten würde, erstens derartige, nur dem unbeschäftigten Querulantengen entstiegene Klagen von vornherein abzuweisen, und zweitens dem Querulanten durch eine Strafverfügung einen Dämpfer aufzusetzen.

Auch der Anwaltsstand könnte mit viel Aussicht auf Erfolg die Flut der Bagatellsachen eindämmen: durch ein Verbot an alle Rechtsanwälte, derartige „Klagebegehren“ zu verfechten. Denn es ist eines Rechtsanwalts eigentlich unwürdig, und auch seine Zeit sollte dafür zu kostbar sein, die kleinlichen Streitigkeiten eines Querulanten als angebliches „Recht“ zu wahren.

**Die Schuh polier mit Kavalier**

Vereint alle Vorzüge



40 Pf die große Tube  
die kleine Tube: 25 Pf

# Für die Waffen

## „Sämtlich abgeschossen“

„PK. „Wirklich, die Bunker in der Verteidigungslinie da vorne waren von der Besatzung schon aufgegeben, aber da kamen die Sowjetkommisare, zogen die Pistolen und trieben die Soldaten wieder durch die Eingänge zu den Werken. Wahrscheinlich sind diese Bunker auch von außen verschlossen. Nun verknallen die ihre Munition, um dann zu warten, zu weinen und zu sterben...“

Was dieser ukrainische Überläufer dem Dolmetscher erzählte, ist natürlich nur vereinzelt, wie wir feststellen mußten, sogar sehr selten nur vorgekommen. Immerhin berichtete gestern wieder einer, daß viele Soldaten die Waffen fortgeworfen hätten mit der verzweifelten Erklärung, sie wollten von diesem Kriege nichts wissen. Daraufhin seien sie von den zurückfließenden Truppen gewaltsam mitgeführt worden.

Bei einer winzigen Pause auf dem kämpfenden Vormarsch, in einem lichten Eichenwald; an seinem Saum zog ein trüger Fluggewässer, das nach Sumpf und Moder roch. Was uns nicht hindern sollte, wenigstens den Versuch zu machen, die schweißgetränkte Lehm- und Staubkruste aus dem Gesicht zu fegen. Die Kradfahrer sehen aus wie Zyklopen mit dem weißen Mal im Antlitz, das die Schutzbrille gelassen hatte.

Wie auf Kommando die Nase zum Himmel streckend, erblicken wir, schon herangekommen, eine Staffel sowjetischer Bomber, die eng aufgeschlossen, scheinbar ruhig und ungeföchten die Marschstraße anflogen. Planmäßig ist Fliegeralarm, die „Männer“ springen an ihre Posten. Schon wuppt die Flak und — „Hallo!“ — knackt einen, den am rechten Flügel, ab. Der brennt, torkelt und sackt langsam nieder. Der Fallschirm eines Aussteigenden versängt sich in dem stürzenden Flugzeug, das aufschlägt und in Qualm und Feuer verschwindet. Das Flakfeuer setzt aus. Deutsche Jäger stoßen aus den Wolken; wie hergezaubert. Das ist nun eine Jagd und ein Geknatter da droben. Die Bolschewisten bleiben eng beisammen und werden sämtlich abgeschossen. Sämtlich!

„Was mögen die auf dem Flugplatz sagen, wenn gar keiner mehr, gar keiner mehr heimkommt.“ Einer meint das ganz für sich, in den

Bart gemurmelt. Nein, der Bolschewismus ist keine Grundlage für Mut, Schnell und Todesverachtung. Nochmal: Das ist Geste, mechanische Bewegung, Erscheinung, nicht aus der Seele kommend wie bei dem deutschen Soldaten.

Die Ratas, von denen ein ganzer Schwarm uns anfiel, mit schrecklichem Lärm, fast die Bäume und Fahrzeuge streifend, so niedrig flogen sie, richteten kaum etwas aus; sie zeigten sich eben. Das Geknalle unserer Abwehrwaffen war geradezu furchterlich. Fast alle Kaliber krachten. Das Ganze dauerte keine halbe Minute.

Wenn auch mancher dachte, es sei eine Stunde gewesen.

Gegen Mittag fädelten wir uns in einem Bataillon ein, das einen klaren Kampfauftrag hatte. Starke, sichernde Nachhuten sollten angefallen und vernichtet werden. Motorisierte Nachhuten, mit Panzern, Spähwagen, Artillerie und Pak. Zwischen den Panzerstraßen, in Wäl-

dern und Auen. Wir staunen ebenso sehr als wir fluchen über die sogenannte Straße, über die wir rollen. Sand. Schönster Meersand. Einer behauptet, hier röhrt es wie in den Dünen. Die Sturmgeschütze kriechen hastig vorwärts. Am Himmel wird ein bolschewistisches Bombenflugzeug gejagt und abgeschossen. Die Kolonne stockt. Wir fahren vor und sehen unsere Vermutung, daß die Feindberührung eingetreten sei, bestätigt. Rechts, die Straße entlang, stoßen die Panzer- und Pakgeschütze vor. Links eine hohe Sanddüne, hinter ihr setzen wir unseren Wagen ab. Hier ist allerhand in Stellung. Schwere Infanteriegeschütze, dieses herrliche Geschütz mit seiner verheerenden, drückenden Wirkung und dem ungeheuren Krach. Schwere Maschinengewehre kleben, ein ganzer Zug, am Boden; Pak und Flak haben abgeprotzt. Feind: Geradeaus, 800 bis 1000 Meter, am Horizont eine Straße mit Kesseln, wahrscheinlich Laubwald im Hintergrund. Klar erkennbar durch die Telegraphenstangen, die in einer Zeile stehen.

## Auftrag erfüllt

Die SMGs hacken los, im Glas erkennen wir springende, hetzende Soldaten. Die Granate springt hoch, wir verfolgen ihre Bahn und sehen, vielmehr sehen wir nichts mehr in dem Qualm und Staub des Einschlages. Geringe Korrektur. Der dritte Schuß sitzt im Ziel. Genauso. Eine Feuerwalze vor die vorgehende Infanterie. An der Straße drüben jagen die feindlichen Fahrzeuge. Wahrscheinlich abbauende Artillerie. Einige gehen, getroffen, in Flammen auf. Die Infanterie frischt sich an die Straße heran. Ab und zu schießt die Artillerie der Bolschewisten.

Sturmgeschütze, Panzer und Flak haben eine Ortschaft erreicht und gesäubert, stoßen bereits auf der Straße vor. Die Aufklärungsabteilung, über den Rahmen ihres Auftrages hinaus zu sichern, packt die Gegner von links.

Es ist Nacht geworden. In einer Scheune, zwischen dem Schweine- und dem Pferdestall, schlafen wir einige Stunden. Schwerstes Feuer der eigenen Artillerie in die feindlichen Stel-

lungen weckt uns. Wir fahren wieder vor, an den Reserven vorbei. Die Straße entlang, die wir gestern durch das Glas beobachteten. Sie ist gesäumt von teils ausgebrannten, teils verlassenen Panzern, LKW's, Zugmaschinen und Geschützen. Häufig liegt die Bedienung oder Begleitung tot neben den Fahrzeugen und Panzern. Zerfetzte Pferde liegen quer über der Fahrbahn. Eines hebt, als ein Bauer es betastet, mit todmüder, klagender Gebärde mühsam den Kopf, der dann wieder schwer und kraftlos zurückfällt.

Heftiges Feuer vorne rechts, in den Wäldern. Aufklärungsabteilung und zweites Bataillon, beide verstärkt durch Sturmgeschütze und andere panzerbrechende Waffen, dringen in die Wälder ein, heften sich an die Fersen des immer noch mit Panzern und Artillerie bewehrten Gegners. Unsere Artillerie trommelt. Nur noch wenige Stunden, und die Standarte hat ihren Auftrag erfüllt.

„Kriegsberichter Carl Wicklmayr

Standartenführer Wäckerle gefallen ...



Aufn.: PK. Hummel

PK. Die beiden ersten Tage des Juli in diesem Feldzug gegen die bolschewistische Armee werden den Führern und Männern des Regiments „Westland“ unserer SS-Division unvergessen bleiben. Am 1. Juli hatte das junge Regiment seine Feuertaufe empfangen. Mit glänzendem Schnell vorgehend, stürmten Teile eines Bataillons, das von einem ganzen sowjetischen Regiment verteidigte Dorf O., säuberten den brennenden Ort vom Feinde und sicherten damit der Division eine wesentliche Strecke der einzigen großen Vormarschstraße nach Osten, auf der sich inzwischen das Vordringen unserer Truppen planmäßig vollzogt ...

Die stolze Freude aller Führer und Männer des Regiments „Westland“ über diesen ersten Erfolg, der mit außerordentlich geringen Verlusten — drei Toten und zwölf Verwundeten — errungen wurde, wandelte sich jedoch am folgenden Tage, dem 2. Juli, in jähre und zornige Trauer: Denn am Morgen dieses Tages starb der Regimentskommandeur, Standartenführer Wäckerle, bei der Abfahrt der Sicherungen den Helden Tod.

Mit Standartenführer Wäckerle ist ein Mann von uns gegangen, dessen ganzes Leben seit der frühesten Jugend dem Vaterlande geweiht war. Am 24. November 1899 in Forchheim geboren trat er in das bayerische Kadettenkorps ein und zog mit dem 2. Bayerischen Infanterieregiment ins Feld. In Frankreich hat er an sämtlichen Offensiven und Abwehrschlachten seines Regiments teilgenommen, wurde verwundet, mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet und mit der Charakterisierung zum Leutnant aus der Reichswehr entlassen.

In den Jahren des Zusammenbruchs kämpfte er in den Reihen der Freikorps für eine neue deutsche Zukunft. Während der Separatisten- und Besatzungszeit zeichnete er sich durch seine Aktivität besonders aus. Aus dieser Haltung heraus war es eine Selbstverständlichkeit, daß er in der jungen nationalsozialistischen Bewegung die Erfüllung seines Lebenskampfes sah und sich ihr mit Leib und Seele verschrieb. Als SS-Mann und Führer hat er im Rahmen der Schutzstaffel Hervorragendes geleistet, und als das junge Deutschland zum Kampf um sein Dasein antrat, stand er als Bataillonskommandeur an vorderster Front.

Seine Männer wissen, was sie an ihrem Kommandeur verloren haben. Standartenführer Wäckerle, Träger der Spangen zum Eisernen Kreuz I. und II. Klasse und des silbernen Verwundetenabzeichens, war der erste Kommandeur des jungen Regiments, das er selbst zu seiner heutigen Haltung und Kampfkraft erzogen hat. Eine Geschichte aus dem Westfeldzug erzählen die Männer immer wieder von ihm: Damals brach er mit seinem Bataillon als erster in die außerordentlich stark befestigte Grebbelinie der Festung Holland ein und trug dadurch wesentlich zu ihrer raschen Bewältigung bei. Trotz zweifacher schmerzhafter Verwundung blieb er an der Spitze seiner SS-Männer im Kampfe und weigerte sich, zurückzugehen, bis ihn sein Regimentskommandeur persönlich im Panzerspähwagen aus der vordersten Linie zurückholte ...

„Siehst du — das ist unser Kommandeur!“ so sagten die Männer wenn sie von ihrem Standartenführer sprachen.

„Standartenführer Wäckerle“, so sagt der Divisionskommandeur an seiner Bahre, „war das Vorbild eines Führers der Waffen-SS und eines tapferen, alzeit pflichtbewußten Soldaten. Seinen Männern galt er als leuchtendes Beispiel soldatischen Lebens; so wie er ihnen vorgelebt hat, ist er ihnen nun auch vorgestorben. Das Regiment jedoch soll Kraft schöpfen aus dem Optertode seines ersten Kommandeurs. Es wird in seinem Geiste weiterkämpfen und siegen!“

Am Nachmittag des gleichen Tages wurde SS-Standartenführer Wäckerle von den Führern und Männern seines Regiments zur ewigen Ruhe gebettet ...

„Kriegsberichter Dr. Nachrodt



## Die verschworene Gruppe

Zeichnung: PK.-Krause

# Wir sind gerade dabei!

**PK.** Die dürftigen Holzhäuser und windschiefen Bretterbuden der sowjetrussischen Provinzstadt, in der wir hielten, weckten ferne Erinnerungen in mir. Das habe ich alles schon einmal gesehen, ich wußte im Augenblick nur nicht genau, wo. Aber dann entsann ich mich plötzlich.

Das ist vor mehr als zwanzig Jahren gewesen. Diese Stadt aber lag nicht im Osten, sondern in der entgegengesetzten Richtung: im Westen, im fernen Westen sogar — im so genannten Wilden Westen. Nicht, daß ich in meinem Leben bisher selbst dorthin gekommen wäre. Aber in meinen Gedanken und Vorstellungen war ich trotzdem dort drüben wie zu Hause. Und die sie wachriefen in solcher Kraft, waren damals gleichfalls Kriegsberichte — eben Kriegsberichte aus dem Wilden Westen. Und der betreffende Kriegsberichter hieß Gerstäcker.

Ja, ich erkannte alles wieder. Nur statt der Kradmeiler, die im Caracho mit wirbelnder Staubfahne durch die Straße preschten, waren es damals Cowboys auf wilden Mustangs. Und statt des alten Indianers, der sich heimatos zwischen den Bretterbuden herumdrückte, war es diesmal ein Tatar mit ein paar zerzausten, dünnen, schmutzig grauen Kinnbarthaaren. Er stand da, in tausend Flicken und Fetzen gehüllt, und sah jeden von uns Soldaten erwartungsvoll an, mit dem unergründlichen Blick eines Mummelgreises, von dem man nicht genau sagen kann, ist das nun Spott oder endgültige Verblödung. Er schien weder Russisch noch Polnisch noch sonst eine der hier landestümlichen Sprachen zu verstehen. Vielleicht war er gar taub. Und stumm zudem, denn er sprach kein Wort. Er nahm bloß Front zu jedem, der zufällig in seiner Nähe stehenblieb, und guckte mit seinen kleinen, schräg stehenden Augen, als belustigte ihn etwas.

Woher er kommen möchte, niemand wußte es. Niemand von der Bevölkerung kümmerte sich auch darum, man hatte jetzt andere Sorgen. Erscheinungen wie dieser alte, zerlumpte Tatar gehörten zum Alltag, seit Sowjetrußland bestand. Sie waren unverhehnt aufgetaucht — vielleicht die lieben Anverwandten irgendeines Genossen Kommissar, dessen Wiege irgendwo in den weiten Steppen am großen Kaspischen Meer stand und der ausgezogen war mit Lenins Abc in der Westentasche und Karriere gemacht hatte. Im Kielwasser der stolzen Laufbahn folgte dann der neugierige Papa, der seine Lehmhütte satt hatte und wohl auch etwas abbekommen wollte von dem Glanz seines arrivierten Sohnes.

Der Sohn ist verdutzt, der Papa geblieben — als ein Vermächtnis all der Herrlichkeit, die der Bolschewismus über die Menschen gebracht hat. Diese Menschen stehen nun Schlange vor der Feldkommandantur und warten auf Arbeit. Der Hunger ist ihnen von den Augen abzusehen, aber sie sind gar nicht traurig. Sie lachen vielmehr und scherzen, und nur wenn ein Uniformierter kommt, der so aussieht, „als ob“, verstummen sie plötzlich. Vorbei ist es dann mit der schönen Schlange, sie drängen sich um ihn zuhauft, voll Hoffnung auf Arbeit und Brot, und mag der Uniformierte an seinen Fingern noch so genau vorzählen, wie viele er vorderhand nur brauche, vor Eifer stolpernd und einander paffend, folgen sie ihm in wildem Rudel.

Draußen aber vor der Stadt dehnt sich Brachland, das Wahrzeichen eines verflossenen Regimes, die Konkurrenz des Sowjetsterns. Ab und zu unterbrochen von Getreidefeldern, allein die wirken fast noch trauriger als das viele unbebaute, verwahrloste Land. Denn unregelmäßig hoch und durchweg schütter, wie sie stehen, erinnern sie an alte, ausgeleerte Bürsten, die achtlos irgendwo liegen.

\*

Kolonne auf Kolonne durchzieht die Stadt. Mädchen und Frauen promenieren in leichten Segeltuchschuhen die Hauptstraße hinauf und hinunter und zeigen lachend die Zähne. Manche tragen ihr Jüngstes auf dem Arm und führen an der Hand das heulende Zweitjüngste im Schlepptau mit sich. Sauber sind sie alle nicht besonders; aber um anscheinend die männliche Aufmerksamkeit davon abzulenken, haben sie dafür vielfach knallrot geschminkte Lippen.

Ich stehe vor einem Laden und buchstabiere das russische Firmenschild: Parikmacherskaja.

Ich spreche es einige Male vor mich hin. Natürlich, es kommt aus dem Deutschen und heißt Perückenmacherin. Da in dem schmalen Schaufenster außer Staub und Spinnweben nichts ausgestellt ist, was auf die Branche dieses Geschäftes schließen läßt, betrete ich den Laden und sehe nun, daß er einer Friseuse gehört. Weil ich aber weder Wasserwellen noch Perücke benötigte, verließ ich ihn gleich wieder, nachdem ich meine Feststellung getroffen hatte.

Weniger vor Hunger als vielmehr aus Interesse ging ich in das einzige Speiserestaurant der Stadt. Es sah gleichfalls so aus, wie ich mir als Junge Speiserestaurants im Wilden Westen vorgestellt hatte. Tischtuch und Speisekarte waren sozusagen eins. Man konnte aber von dem Tischtuch nicht nur ablesen, was es heute gab, sondern auch gleich, was es gestern gegeben hatte, vorgestern, vorvorgestern und viele Tage vorher.

Heute gab es Stockfisch und Kartoffeln. Die auch Analphabeten verständliche Speisekarte lag vor mir: Gräten, ein Fischschwanz und Kartoffelrestchen. Der Anblick allein machte schon satt, und unter normalen mitteleuropäischen Umständen wäre ich gleich wieder aufgestanden und hätte mich empfohlen. Aber mich plagte die Neugier. Also bestellte ich das Essen. Der Fisch und das Fett, mit dem er zubereitet war, rochen sehr eigen und gewiß nicht verlockend, schmeckten aber gottlob nur nach Salz. Ich hätte mein Mittagbrot ebensogut allein aus dem Salzfäschchen auf dem Tisch bestreiten können. Der Unterschied bestand nur im Geruch. Also ließ ich das Essen nach dem ersten Bissen stehen. Außerdem lohnte es auch sonst nicht besonders. Denn noch ein Bissen, und die Mahlzeit wäre so-

wieso beendet gewesen, so groß war die Portion. Dafür durfte ich 10 Rubel bezahlen.

Außer Stockfisch bzw. Salz aber gab es nichts. Die paar von der Bevölkerung, die sich das Essen in dem Restaurant leisten konnten, aßen jedoch mit großem Appetit. Vor allem die Jünger. Denn daß eine Mahlzeit auch anders beschaffen sein kann, wußten sie augenscheinlich nicht. Nur die Älteren, die erinnerten sich, aber auch nur noch ungenau.

\*

Die Stadt macht den Eindruck, als wäre sie erst vor wenigen Jahren aus dem reichen Holzbestand ringsum hurtig zusammengezimmert worden. Aber das täuscht, sie ist alt, sie verschwindet nur von Zeit zu Zeit, es braucht sich nur ein Funke zu verirren, der findet leicht Nahrung in den Schindeldächern. Als wir ankamen, lag die halbe Stadt in Schutt und Asche, und es glomm und rauchte noch immer. Wir dachten, hier hätte die „Ari“ hineingefunkt. Aber die Stadt war überhaupt nicht beschossen worden. Der Brand war vielmehr bei irgendeiner Festlichkeit der hohen Sowjetbehörde entstanden, zwei Tage vor Kriegsausbruch.

Es ist ein seltsames Völkergemisch, die Einwohnerschaft dieser Stadt. Darin und in seinem ganzen Aussehen ähnelt der Ort einer Siedlung von Golddiggern aus aller Herren Ländern, bankrotten Golddiggern jedoch, die alle ihre Träume von Reichtum und Glück längst zu Grabe getragen haben und den Weg zurück nicht mehr finden. Schüchtern und zaghaft beginnt sich nun in ihnen die Hoffnung zu regen, daß ihr Leben vielleicht doch nicht eine einzige Enttäuschung bleibt, daß vielleicht diese Deutschen, denen ja alles gelingt, etwas von dem Glück mitbringen, mit dem das Schicksal bisher gar so knauserte.

## Verhöhnung der Schöpfung

Noch in manch anderem drängen sich einem hier Vergleiche auf mit der Wildwestromantik, hinter deren Kulissen es bekanntlich gar nicht so sehr romantisch aussieht. Aber nicht nur in der Stadt selbst, auch außerhalb erinnert vieles an den Wilden Westen, wie ihn die noch so aufgeputzte Phantasie eines abenteuerhungrigen Jungen sich nicht auch nur anähnend so aufregend vorzustellen vermag. Denn kaum verläßt man die Stadt, umlauft einen schon die mannigfältigsten höchst unliebsamen Überraschungen. Es sind zwar keine Rothäute, deren ganzes Sinnen und Trachten einzige und allein nach deinem ehrenwerten bishen Skalp steht, doch außer der Hautfarbe unterscheiden sie sich wenig von ihrer wildöstlichen Konkurrenz. Denn die ist genau so heimtückisch und grausam wie sie, und wehe dem, der ihnen in die Hände fällt. Aber allmählich werden auch sie „liquidiert“, um mit einem Wort zu sprechen, das in dieser Bedeutung aus ihrem eigenen Vokabularium stammt.

Als wir die Straße über Slonim nach Bialystok zurückfuhren, vorbei an den stummen Zeugen einer weltgeschichtlichen Niederlage, wie wir sie ähnlich kaum in Frankreich gesehen hatten: Panzer auf Panzer, Kanonen auf Kanonen — da wurden sie links und rechts aus den Wäldern getrieben, wenn sie es nicht lieber vorzogen, selber zu kommen, und traten in schier endlosen Kolonnen den Marsch in die Gefangenschaft an.

Die Tragik dieses Bildes erhöhte sich noch, als wir hinter Wolkowysk im ersten Morgen-

grauen auf einen Trupp stießen, der knapp vorher auf eine Tellermine gelaufen war, die wohl in der gleichen Nacht die eigenen Genossen gelegt hatten. Es war ein grauenhafter Anblick, wie die Gefangenen die Überreste ihrer zerfetzten Kameraden in den Straßen graben, zerren und dort in einem Massengrab bestatteten, indem die anderen mitten auf der Straße ein Lagerfeuer angezündet hatten und sich an ihm in fast tierhaft anmutender Gleichmäßigkeit die Hände wärmeten.

Während ich dies hier alles so niederschreibe, muß ich immer wieder an meine Heimat denken und an die Bauern dort, die ich zeitlebens für arm gehalten habe. Auf steilem Hang plagen sie sich um das geringste bishen Erde, damit sie von deren Ertrag sich und die zahlreiche Familie ernähren können. Nimmermüde durch viele Jahrhunderte schon. Heute weiß ich es: Im Vergleich zu dem, was ich hier gesehen habe, sind sie Herren und wahre Krösse. Ihr Land ist klein, aber wohlbestellt, wie es ist bis ins letzte Winkelchen, ein einziger Dank an den Allmächtigen. Hier jedoch im Osten liegen unvorstellbar weite fruchtbare Landstriche brach — wie eine Verhöhnung der Schöpfung, wie eine Gotteslästerung.

Aber es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit. Ich glaube an sie. Nur läßt sie manchmal etwas lange auf sich warten. Dann muß man eben nachhelfen.

Wir sind gerade dabei.

— **Kriegsberichter Dr. Hermann Pirich**

## „Das kollektive Schwein“

**PK.** Um unseren Magenbedarf zu befriedigen, gingen ein Führer und ein paar Männer, welche mit entsprechender Sachkenntnis getrützt waren, in das nächste Dorf, um auf dem Dienstweg ganz offiziell das notwendige Schwein zu beschaffen.

Durch heftiges Quiaken zeigte das liebe Borstenvieh höchstselbst seinen Standort an und erleichterte so unseren Männern die nahrungsreiche Forschungsreise.

Daß die Germanskis ein Schwein begehrten, das hatte der redliche Bauer des kollektiven Dorfes sehr bald begriffen. Wer nicht begreifen konnte, das waren bei dieser Aktion lediglich die braven Männer mit ihrem befehlsgewaltigen Führer der Verwaltung, der zuständigkeitshalber an der Schweinebeschaffung teilnehmen mußte.

Also, — das saftige appetitliche Tierchen war sachgemäß begutachtet und für wert befunden worden, die hungrigen Bäuche unserer Kameraden zu füllen. Ordentlich, wie es sich bei

einem Kauf gehört, war es gewogen und als nicht zu leicht befunden. Das Gewicht wurde in Anwesenheit des Sachwalters der fetten Sachen des Kollektives notiert, um auch nachher auf den rechten Preis kommen zu können.

Mehrmaliges Fragen nach dem landestümlichen Preis des edlen Borstenviehs scheiterte zunächst wohl an den verschiedenen Sprachgebräuchen. Unter Zuhilfenahme eines Sprachführers für Deutsch-Russisch schien er wohl den Sinn der wiederholten Frage: „Zor kostuje? — Zor kostuje? — — —“ begriffen zu haben. — Aber — aber — kopfschüttelnd lamentierte der gute Mann mit seinem perfekten Russisch den Männer die Ohren voll, daß ihnen bald der Schädel bedenklich brummte. Mit handgreiflichen Gesten versuchten die Männer gemeinsam, dem guten Mann klarzumachen, daß wir das Schwein und er sein Geld haben sollten. Das einzige Verständliche blieb immer nur sein unentwegtes Kopfschütteln. Daß ein Bauer für seine Ware etwa kein Geld nehmen wollte, war für unsere Männer undenkbar, und doch wies der

## Aus Sippe und Familie

### Verlobungen:

Muthgard Wöbbekind mit Ernst Müller, **H-Ustuf.**, **H-Ers.-Btl. „Nord“**, 29. 6. 1941.

### Eheschließungen:

Dr. med. Martin Onnen, **H-Ustuf.**, i. d. Waffen-**H**, mit Barbara Onnen, geb. Hagn, Posen, Königsring 22, 25. 6. 1941.

Bernd Ressig, **H-Hscha.** u. Stabscha. 4. E.Komp. Leibstandarte **H**, „Adolf Hitler“, mit Margot Ressig, geb. Müller, z.Z. Singen/Hwt. 22. 7. 1941.

Karl Seltenerich, **H-Oscha.** u. Oberwachtmeister der Schutzpolizei, mit Alma Seltenerich, geb. Dziabel, Thorn, Hermann-Göring-Str. 72.

### Ein Sohn wurde geboren:

Falk, 12. 6. 1941. Else Anne Streit, geb. von Engel-Dr. Hans Streit, **H-Stubaf.**, Posen, Sachsenstr. 41.

Klaus, 4. 7. 1941. Anni Mohr, geb. Killermann-Hausen in Holstein, z.Z. im Felde.

Elisabeth, 7. 7. 1941. Gertrud Delitz, geb. Thies-Dr. med. Helmut Delitz, **H-Ustuf.** u. Truppenarzt i. d. Waffen-**H**, z.Z. Leipzig O 5, Universitäts-Frauenklinik Leipzig, Privatstation.

### Eine Tochter wurde geboren:

Karin, 9. 5. 1941. Ellen Zech, geb. Viebering-Willi Zech, **H-Uscha.**

Helga, 12. 6. 1941. Leni Müller, geb. Uhl-Franz Müller, **H-Hscha.**, Wien-Mödling, dzt. **H-Schütze** der Waffen-**H**.

Elke Christi, 26. 6. 1941. Irma Sautter-Dr. Erich Sautter, **H-Ustuf.**, Tübinger Frauenklinik, z.Z. Unterarzt in der Waffen-**H** im Felde.

Uta, 12. 7. 1941. Liselotte Wetzing, geb. Anton-Wolfgang Wetzing, **H-Stabaf.** u. **H-Richter** in einer **H-Division**, Berlin-Charlottenburg 9, Friederstraße 5.

Panje entsetzt die Entgegennahme des Mammons zurück. — ? ? ? —

In tiefster Not erinnerte man sich eines Kameraden, der zwar mit dem Russischen auf dem Kriegsfuß stand, aber aus dem Weltkriege noch so einige Vokabeltrümmer in seinem Gehirnkasten verborgen halten sollte. Den fischte man sich aus dem nahen Bach heraus, wo er in der braunen Brühe des lauwarmen Moorwassers versuchte, sich ein erfrischendes Bad zu suggerieren. Ob dieser Störung etwas mißgelaunt, reihte sich der alte Krieger in die offene Handelsgesellschaft ein und versuchte, dem Geheimnis des anscheinend saudummen Bauern auf den Grund zu kommen.

Unter Zuhilfenahme sämtlicher Gliedmaßen und ihrer Beredsamkeit konnte der neue Gesellschafter der Schweinekauf-AG. dann endlich feststellen, daß lediglich „juristische“ Bedenken den armen Bauern veranlaßten, von der Entgegennahme des Geldes Abstand zu nehmen.

Das besagte Schwein war ein kollektives Schwein. Das heißt also, das Schwein gehörte nicht dem Bauer, also konnte er es auch nicht verkaufen. Da das Schwein nun kollektiv war, gehörte es eben allen. Und wenn in der Sowjetunion etwas allen gehört, dann — — — dann schiebt sich gleich ein — Kommissar — dazwischen.

## Der gefürchtete Kommissar

Und — Kommissar — ist im Lande der Sowjets so etwas wie der Beelzebub selber.

Sag nur — Kommissar —, und alle zittern!

Nun zittern aber verschiedene Kommissare im Sowjetstaat selber und geben dieser Tat sache dadurch Ausdruck, daß sie verduften.

Was tun? — Der Herr Kommissar war zu seinem Glück abwesend. Unsere Schweinekaufs-AG. war aber eine äußerst seriöse Firma und wollte dem zitternden Bauer zu seinem Recht verhelfen, denn der arme Mann hätte für alle Zukunft keine Stunde ruhigen Schlafes mehr gefunden, und wenn schon, dann hätte er bestimmt, wie anderswo von weißen Mäusen geträumt wird, bestimmt nur noch von Sowjetkommissaren geträumt.

Der Verwaltungsführer zog nun ein achtunggebendes Formular hervor, was auf den Bauer einen gewaltigen Eindruck zu machen schien. In wohlgesetzten Worten stand dann darauf geschrieben, daß für die Deutsche Militärverwaltung aus dem Besitz des Sowieso-Kollektives ein edles Borstenvieh im Gewicht von 63 Kilo, in Worten: Dreiundsechzig Kilo usw. — entnommen wurde. Unterschrift und ein prächtiger blauer Stempel!

Ein Riesenbackstein fiel dem Bauer vom Herzen, obwohl nun doch eigentlich der Herr Kommissar der leidtragende Zahler zu sein hatte.

Mit tiefem Bückling zog der Bauer von dannen, beglückt, das kollektive Schwein so günstig losgeschlagen zu haben.

Denn hinter einem kollektiven Schwein steckt immer ein Kommissar.

„Den Bauern möchte ich bei uns zu Hause sehen, der nicht liebendern sein gutes Geld für sein gutes Schweinchen in die Tasche stecken!“ — meinte der Koch und rührte angedächtig in der fetten Brühe seines großen Suppenkessels herum.

— **Kriegsberichter Herbert Bonda**

**Schuhe wollen Collonil**



## Die Moskauer Paulusse



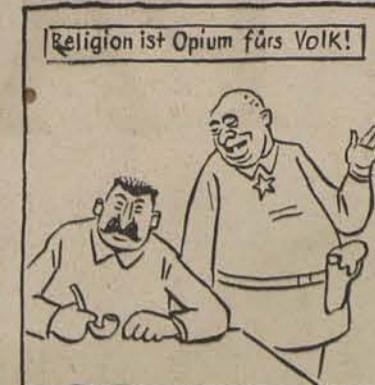
— So und nun den Blick noch etwas verklärt. Ja, so! Sehr gut! Wird ein prima Bild für die angelsächsische Presse! —



— Und berichten Sie bitte dem Erzbischof von Canterbury, daß unser Stalin große Fortschritte im Beten macht. Den „Englischen Gruß“ kann er schon! —



— Wir wollen auch in der Technik mehr das Religion betonen. Lassen Sie die Rolltreppen der Moskauer U-Bahn abmontieren und dafür „Paternoster-Aufzüge“ einbauen. —



— Der Bau einer Stalin-Kirche wäre natürlich ein großer Schlager! Aber woher das Geld nehmen? — Den Rest der Popes umbringen und ihr Vermögen einziehen lassen! —



— Befehl an alle Ortssowjets: heute überall große kirchliche Blitzaussorten abhalten. Was an Ausstattung sie dazu brauchen, muß ja noch von den „Gottlosen-Ulken“ her da sein! —

## Vom Arzt gesehen

Unsere Ausführungen zum Tierschutzgedanken und gegen die Übertierschützer bedürfen der Ergänzung, schreibt uns Dr. med. T. aus Bad Elster. Und wir erfahren nun, wie der Arzt den Übertierschützer sieht und wie ihm dieses Problem als ein Problem vor allem der Menschen erscheint und nicht der Tiere. Wir haben das auch nicht anders beurteilt. Was er aber über die Seelenkunde der Übertierschützer aus dem reichen Schatz seiner Menschenkenntnis mitzuteilen hat, ist so interessant und aufschlußreich, daß es bestens geeignet scheint, die „Debatte“ mit seinen Feststellungen zu beschließen.

Der Arzt findet das Übels Wurzel darin, daß manche Menschen in intellektueller Humanitätsduselei „sich zu gut dünken, um sich zu der Tierheit in sich zu bekennen“. Sie leugnen diese, wenn auch mehr unbewußt als bewußt. Sie versuchen, alles Bluthaft-Animalische und alle Instinktwelten in sich abzuspalten, und „projizieren“ sie in ein Objekt der Umwelt. Sie gehemmen in das Tier die eigenen Gefühle und Instinkte hinein, die ihnen für den eigenen Gebrauch nicht fein, nicht vornehm, nicht menschlich genug dünken. „Wenn sie nun nach jedem Übertierschutz zetern, dann meinen sie gar nicht das Tier als solches, sondern das Tier als Projektionsträger ihrer eigenen Gefühls- und Instinktwelten.“ Sie schreien Tier und meinen — sich.

„Beispiel: Frieda Müller war ein gesundes natürliches Mädchen, bis sie einen Obersekretär heiratete. Damit wurde sie Frau Obersekretär und sucht nun nur noch obersekretärisch zu denken, zu handeln und zu leben; der natürliche Mensch verschwindet, denn eine Frau Obersekretär hat so und so zu sein. Was wird aus dem instinkt- und bluthaften Ich? Es wird als einer Obersekretär unwürdig empfunden, abgespalten und auf einen Schnucki-Putzi abgewälzt, der nun verwöhnt und verkitst wird. In Wirklichkeit ist auch solcher Hund nicht ein Tier, sondern nur Projektionsobjekt für die verkümmerten und ungepflegten Gefühle und Instinkte der Hundebesitzerin. Der Arzt bezeichnet solche Menschen als neurotisch.“

Das Tier ist nur das Objekt, an dem sich die persönlichen Schwierigkeiten der neurotischen Übertierschützler darstellen.

„Vielleicht, liebes Schwarzes Korps, hörst du die Nachtigall schon trampeln: es geht hier gar nicht um ein Tierproblem, sondern um ein weltanschauliches. Denn es findet sich solche Übertierschützerei bei jenen pseudo-christlichen Altruisten, welche „die Fleischeslust“ leugnen und damit alle Dinge, die dem fleischhaften Menschen zugehören: Gefühle und Instinkte. Wo diese nicht als zu sich gehörig betrachtet werden, muß man sie auf ein Objekt der Umwelt, also auf das Tier abschieben. Wer aber zum Tier der Umwelt nicht das richtige Verhältnis bekommt, bekommt es auch nicht zu seinen eigenen Tierheitgefühlen und -instinkten. Ich fand deshalb jene übertrieben fanatische Übertierschützerei bei solchen Menschen, die mit ihren eigenen Triebwelten nicht zuretkamen. Menschen dagegen, die naturgebunden das rechte Verhältnis zu ihrem eigenen Gefühl und Instinkt haben, hatten, wie ich mich immer wieder überzeugen konnte, auch das wesengerechte Verhältnis zum Tier.“

Das absterbende bürgerliche Zeitalter habe

alle natürhaften Gefühle und Instinkte zu unterdrücken gesucht, da das zum guten Ton gehörte, es habe auch die falsche Einstellung zum Tier hervorgebracht, für die krasse Tierfeindlichkeit ebenso bezeichnend ist wie die neurotische Krankheitserscheinung der Übertierschützerei. Eine harmonische Einheit zwischen dem Denken einerseits und seinen Gefühlen und Instinkten andererseits sei aber beim deutschen Menschen nur durch das Bindeglied der Weltanschauung herzustellen und zu bewahren. Deshalb sei für den Nationalsozialisten das Verhältnis zum Tier und damit der vernünftige Tierschutz überhaupt kein Problem. Ebenso — wie logischerweise bei den Übertierschützern auch die weltanschaulichen Dinge schwer im

argen liegen. Es gehe eben gar nicht um das reale Tier, sondern allein um die Frage: Verleugnung oder Bejahung der blutgebundenen Gefühlswelt im Menschen selbst!

Die Ausführungen von Dr. T. gipfeln in der Feststellung:

„Ein Tier lieben, heißt nach meiner Ansicht bestrebt sein, seinem naturgegebenen Wesen gerecht zu werden; dazu gehört aber etwas mehr Grütze als das Humanitätsgedusel alter Tanten, vor allem aber auch etwas mehr Arbeit.“

Das ist ein Satz, der auch uns bestens geeignet erscheint, als Schlußwort unter diesem Kapitel zu stehen.

## ... und die Welt steht noch

In einem Krankenhaus im befreiten Westen — wir werden uns hüten, nähere Angaben zu machen — lag ein Mann krank darnieder. Als er es verließ und die ihm wieder ausgehängten Papiere ordnete, vermißte er seine Marmeladenkarte. Er schrieb einen artigen Brief an die Verwaltung, denn der Mensch lebt nicht von Brot allein, auch Marmelade muß drauf sein. Die Verwaltung stellte aber fest, daß der Mann gar keine Marmeladenkarte ins Krankenhaus mitgebracht haben könnte, da es bei seiner Einlieferung noch gar keine Marmeladenkarte gab. Sie hätte daraufhin „normalerweise“ und im klassischen Amtsstil schreiben müssen: Rückantwortlich Ihrer Eingabe mit dem Betreff Marmelade wird mitgeteilt, daß Ihre Ansprüche als unbegründet zurückgewiesen werden. — Der Mann wäre dann zwar nicht klüger gewesen als zuvor, dafür hätte er aber auch keine Marmelade gehabt.

Die „Büroschwestern“ der Verwaltung aber — so nannten sie sich — erwiesen sich als denkbar unbürokratisch. Sie versetzten sich ohne weiteres, und obwohl dies nicht zu ihren beschworenen Pflichten gehört, in die Lage eines Rekonvaleszenten, der den Kampf mit dem Dasein marmeladenlos aufnehmen soll. Und sie kamen nicht etwa zu dem Ergebnis, daß der Mann nach Paragraph soundsoviel keinen Anspruch auf Marmelade haben würde, es verdichtete sich in ihnen vielmehr die Überzeugung, der Mann müsse, koste es, was es wolle, seine Marmelade haben! Und also schritten sie sowohl zur Tat als auch zur Abfassung eines Schreibens folgenden Inhalts:

„Sehr geehrter Herr...!“ Man bedenke: Sie vergaben sich nichts, als sie diese Anrede wählten.

„Im Besitze Ihres Schreibens beilegen wir uns...“ Man bedenke: — und der Himmel stürzte nicht ein, als sie sich beilegten.

„... Ihnen eine Marmeladenkarte zuzusenden, obwohl Sie gar keine bei uns haben.“ Jetzt schlägt's dreizehn. Jetzt geht die Welt unter. Denn eine nicht

vorhandene Marmeladenkarte dennoch zu übersenden, ist Zauberei. Und seit wann gehört Zauberei zu den Obliegenheiten einer Krankenhausverwaltung?

Die Büroschwestern beeilen sich jetzt, ausführlich darzulegen, weshalb der Patient gar keine Marmeladenkarte gehabt haben könnte. Und sie fahren fort:

„Ganz richtig genommen, hätte Ihnen Ihr Bürgermeisteramt noch für die Zeit vom ... bis ... eine solche Karte auszuhändigen. Um Ihnen jedoch Laufereien zu ersparen (!!) und damit Sie sich Ihr Leben doch versüßen können, schicken wir Ihnen die Karte eines Pensionärs ...“

Ahal! Und hier platzt dem echten Bürokraten, der dieses sich beeilende und Laufereien ersparen wollende Bemühen um einen sehr geehrten, aber doch ganz gewöhnlichen Volksgenossen mit steigender Erbitterung verfolgt — hier platzt ihm der Papierkragen, und das Kragenknöpfchen fliegt wie ein Ausrufungszeichen mitten zwischen die der Größe nach geordneten Bleistifte. Er ist einem Verstoß gegen sechs Paragraphen und drei Durchführungsverordnungen, einem Amtsmissbrauch, einer Amtsunterschlagung und einer Begünstigung auf die Spur gekommen (— der Grund, weshalb wir das Krankenhaus nicht näher bezeichnen wollten). Hier müßte eigentlich das Donnerwetter dreinschlagen. Hier müßte „mal Ordnung gemacht“ werden!

„Ordnung“: mit dem Erfolg, daß dann derart vernünftige, wenn auch nicht ganz vorschriftsmäßige Erledigungen nicht mehr vorkommen; daß sich niemand mehr „beeilt“, niemand „Laufereien erspart“, niemand den Sinn einer Ordnung höher wertet als den Wortlaut.

Der Sinn einer Ordnung ist aber nur, Unordnung zu verhüten. Und Unordnung ist nur, wo Schaden entsteht. Haben die unbürokratischen Büroschwestern Schaden angerichtet? Wohl kaum. Also ist alles in Ordnung, sogar in allerbeste Ordnung.

## Eine einfache Rechnung

Wir haben jetzt Hochsommer, und immer noch liegen sich da und dort Hauswirt und Mieter wegen der im vergangenen Winter verfeuerten oder nicht verfeuerten Kohlen in den Haaren, sofern nämlich das Haus ein zentralbeheiztes oder eines mit Wasserversorgung oder beides ist.

Und wenn sie sich nicht in den Haaren liegen, dann liegt das oftmals nur daran, daß der Hauswirt sein Rechenexemplar noch gar nicht aufgestellt und den Mieter immer noch nicht mitgeteilt hat, wieviel er Ihnen für die nicht verfeuerten, also ersparten Kohlen gutzuschreiben gedenkt. Dann wird das dicke Ende noch kommen.

Am Kriege soll keiner verdienen. Wenn es im Kriege weniger Kohlen gibt, wenn der Hauswirt deshalb weniger heizt und weniger oder gar kein warmes Wasser liefert, dann verringern sich seine Kosten. Er macht Ersparnisse. Behielt er diese Ersparnisse für sich, so wäre das Kriegsgewinn.

Deshalb ist bereits im vergangenen Jahr grundsätzlich verkündet worden, daß der Hauswirt verpflichtet ist, dem Mieter die ersparten Beträge gutzuschreiben. Man stellte fest, daß die Wohnungen auf 18 Grad erwärmt werden müßten. Geschehe das nicht, so müßte der Hauswirt statt der Wärme wenigstens Geld liefern, beziehungsweise zurückzahlen. Ebenso wurden Prozentsätze der Miete errechnet.

net, die gutzuschreiben sind, wenn die Warmwasserbelieferung ganz oder teilweise ausfällt.

Das war alles schön und gut. Wie sollte es aber in der Praxis durchgeführt werden? Man kann nicht in jeden Wohnraum einen versiegelten Thermographen hängen — ganz abgesehen davon, daß nur ein Mathematikprofessor es nach wochenlangem Bemühen zuwege brächte, aus der Kurve, die das Instrument aufweist, die Kohlensparnisse des Hauswirts für jeden Tag und für jeden Wohnraum auszurechnen.

Es gibt Mieter, die das gemacht haben. Bei den Behörden türmen sich Akten mit endlosen Tabellen, ungeheurelichen Fleißarbeiten, denen man entnehmen kann, wie kalt die Wohnung, wie warm das Wasser an jedem Tage, zu jeder Tageszeit war. Schon damit kann der geplagte Beamte nicht viel anfangen. Weder ist er ein Mathematikprofessor, noch hat er die Zeit, jedem Einfall wochenlange Mühen zu widmen.

Die meisten Mieter aber haben sich dieser Arbeit nicht unterzogen. Auch ihnen fehlt die Zeit und meist, und Gottlob, auch die bürokratische Knifflichkeit. Sie machen das nur in Bausch und Bogen. Sie schreiben: Bei uns war es saukalt, es wurde hundeelekt geheizt, und die Warwasserbelieferung war schweißmäßig. Wie sollte aber der Beamte diesem Auszug aus Brechts Tierleben entnehmen können, welchen Betrag der Hauswirt Schulze seinen Mieter gutzuschreiben hat? Wie man es auch anpackt, es geht nicht, man kommt so nicht zu Rande.

Seltsamerweise ist man noch nicht auf die einfachste Lösung gekommen. Sie lautet:

Der Hauswirt hat seinen Mieter die Summen gutzuschreiben, die er einem zu ermittelnden Friedensjahresdurchschnitt gegenüber erwartet hat.

## Warum nicht so?

Wenn in einem Wohnblock in den letzten fünf Friedenswintern durchschnittlich sieben-tausend Zentner Kohle verheizt wurden und im Kriegswinter bloß fünftausend, dann hat der Hauswirt unbedingt zweitausend Zentner Kohle weniger gekauft und bezahlt und muß diesen Betrag seinen Mieter zurückgeben. Die Rechnung ist kinderleicht.

Den Jahresdurchschnitt kann man entweder den Büchern des Hauswirts entnehmen oder im Zweifelsfall den Büchern des Kohlenhändlers. Der Verteilungsschlüssel für die Mieter ergibt sich aus der Anzahl der Wohnräume. Es mag sein, daß die Leute im vierten Stock dann denen im ersten Stock gegenüber etwas zu kurz kommen, deren Wohnungen etwas wärmer waren. Aber wir sollten uns da nicht auf Pfennigrechnungen versteifen. Es kommt ja den meisten Mieter auch nicht so sehr auf die Pfennige an als vielmehr auf die Wahrung des Grundsatzes, daß am Kriege nicht verdient werden darf. Und dieser Grundsatz wird jedenfalls verwirklicht, wenn man den möglichen Gewinn des Vermieters in Bausch und Bogen abschöpft. Und das hat noch einen weiteren Vorteil:

Weiß der Vermieter, daß es zwecklos ist, über die kriegsbedingte Einschränkung hinaus zu sparen, so wird er es unterlassen. Und auch die Mieter werden nicht immerfort — wie sie es heute tun — den Verdacht hegeln, der Hauswirt gelte um jede Kalorie, weil er sich bereichern möchte.

## Gesundheit ist Schönheit.

Wenn wir durch richtige Zahnpflege die Zähne gesund erhalten, haben wir auch schöne Zähne.

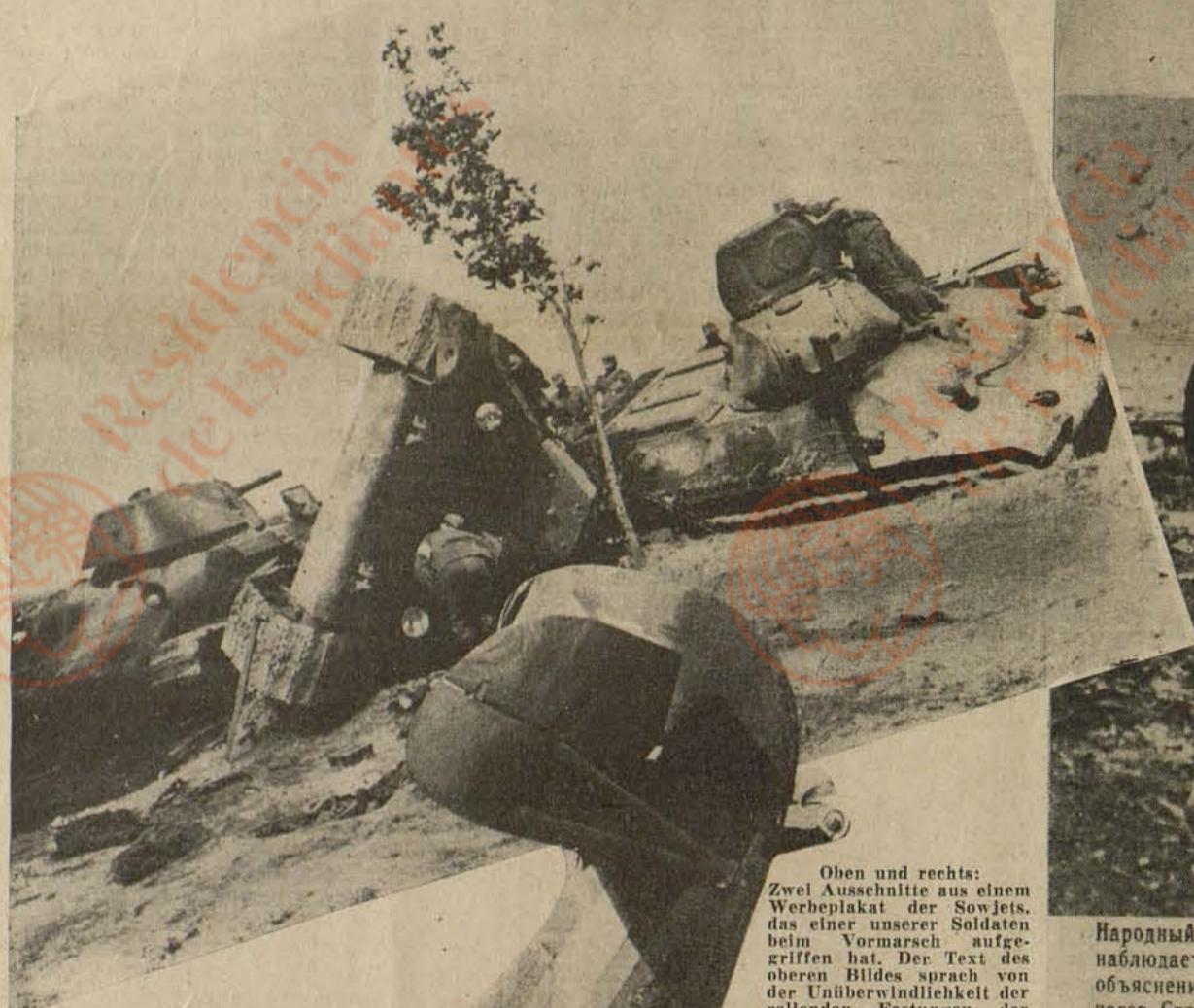
**Chlorodont**  
weist den Weg zur richtigen Zahnpflege

Bei Verbrennungen u. Verbrühungen aus der Hausapotheke  
**Vasenol**  
Wund- u. Brandbinde

# PARADE



**und  
Wirklichkeit**



Aufn.: PK-Koch-Atlantik

Oben und rechts:  
Zwei Ausschnitte aus einem Werbeplakat der Sowjetunion, das einer unserer Soldaten beim Vormarsch aufgegriffen hat. Der Text des oberen Bildes sprach von der Unüberwindlichkeit der rollenden Festungen der Sowjetarmee, die alle Gegner der Weltrevolution zu Boden stampfen werden. Der Text des rechten Bildes heißt: Volkskommissar für Verteidigung, Held und Marschall der Sowjetunion, S. K. Timoschenko, beobachtet einen Fliegerangriff während der Truppenübungen des Moskauer Militärbezirks. Die Erklärungen gibt dem Volkskommissar der Held der Sowjetunion, Generalleutnant der Luftwaffe P. W. Ritschagow.



Народный комиссар обороны Герой и Маршал Советского Союза С. К. Тимошенко наблюдают атаку авиации на учениях войск Московского военного округа. Даёт объяснения наркому Герой Советского Союза генерал-лейтенант авиации П. В. Рычагов. Справа — начальник Главного управления политической пропаганды Красной Армии армейский комиссар 2-го ранга А. И. Запорожец

Foto A. Устинова

Auf ihrem ungestümen Vormarsch stoßen unsere Truppen im Osten immer wieder auf die schreienenden Propagandaplakate der bolschewistischen Mächtiger. Es sind die gleichen Plakate und Propagandaschlager, wie sie uns noch aus der Kampfzeit in bester Erinnerung sind; genau so grell und schreiend wie die Farben, so grosssprecherisch und überheblich ist auch die Sprache dieser Werbemittel, hinter denen nur allzu deutlich der jüdische Urheber zu bemerken ist. Unsere Truppen ziehen daran vorüber. Sie lächeln wohl oft über die groteske Zynik des Schicksals, wenn eines dieser Plakate unter die zerschmetterten Reste der bolschewistischen Waffen zu liegen kommt. Aber obwohl kaum einer unter ihnen die Schrift entziffern kann, schon die Darstellungen selbst sind unter diesen Umständen aufschlussreich genug. Sie sprechen eine reelle Sprache von der unglaublichen Selbstüberschätzung, die seit jeher bei den Paraden und Übungen der bolschewistischen Streitkräfte in Erscheinung getreten war. Wie staunte das Volk und wie selbstgefällig lächelten die sowjetischen Generale, als vor dem Kreml zum ersten Male wie gigantische Urweltgeschöpfe die Mammuttanks, rollende Festungen mit Kanonen und MGs gespickt, auffuhren. Wie stolz wurde in die ganze Welt, wenn auch nur auf Hintertreppen, die Fama von der unüberwindlichen und im Zahlenausmaß gigantischen sowjetischen Luftwaffe verbreitet. Unüberwindlich! Das war das Schlagwort, mit dem die Sowjetpropaganda arbeitete und mit dem immer wieder auf die ungeheuren Materialmengen und deren technische Vollkommenheit hingewiesen wurde. So zögerte man auch nicht, aus Anlass von Paraden und Manövern „die Helden“ der Sowjetarmee, die Marschälle, zu feiern und zu bejubeln... Vorschüllerbeeren, die nur allzu schnell welk würden. Die ernste Wirklichkeit dieses Kampfes gegen den Feind Europas hat zum Paradenzirkus schnell die nackte Wirklichkeit aufgedeckt. Über 6000 zerstörte Flugzeuge und viele Tausende vernichteter Panzerwagen aller Größen, das ist die klare Sprache des deutschen Heeresberichtes, die diesen Propagandaphrasen gegenübersteht. Es muß ein schlimmes Erwachen gewesen sein für die selbstsicheren Führer der bolschewistischen Armeen.

Sie hatten sich den Krieg ganz anders vorgestellt, aber zwischen Parade und Wirklichkeit ist eben doch ein großer Unterschied; denn im Kampf entscheidet nicht nur die Menge des Materials, sondern die Qualität des Soldaten, der es befehligt.

**Wundersam**  
Hautkrem  
Zahnpolitur  
Haarwasser  
Ganz eigener  
Urt u. Wirkung



Kossack d. Altere, Düsseldorf

Schlanker? Elastischer? Straffer?  
**Ja!**

Im Kampf gegen den Bauch ist der Gentil-Gürtel auch Ihr Bundesgenosse. Solort seien Ihnen beweglicher und elastischer. Vor allem hilft er überflüssiges Fett wegmassen. Als sichere Leibstütze vielfach ärztl. verordnet. Preise v. RM 13,- an. Kal. H20 (Herr.) D 20 (Dame) kostenlos. A. Gentil, Berlin W 9, Potsdamer Straße 19 (Postleitzahl 110)

**Sprich und schreibe richtig Deutsch!**

Wer falsch spricht, wird baldewill gehörige Briefe bleiben ohne Erfolg, hören gute Verbindungen her. Sie das! Bestellen Sie das Lehrbuch: „Sprich und schreibe richtig Deutsch“ mit Wörterbuch nach den neuen amtlichen Regeln. Es beantwortet alle Zweifelsträger, mir oder mich. Sie oder Ihnen, guter oder schlechter Satz, Komma oder leins, großer oder kleiner Buchstabe, über h 320 Seiten in Halbleinen gebunden RM. 4,45 einschließlich Porto (Nachnahme RM. 4,75). Buchversand Gutenberg, Dresden-D 301 (Inhaber Emil Rudolph)

Berücksichtigt  
unsere  
Inserenten



HEIMSENDER  
**Mikrophon**

nur MK. 5,80  
Prospekt K gratis  
A. Mann, Berlin-Stegl.,  
Wilseder Str. 11

**Radio- oder Elektro-Technik:**

Privat - Fernunterricht, Berlin 68,  
Friedrichstr. 21. - Neuer Radio-  
Fehler-Sucher „Rapid“. Selbstbau-  
Anleitung 8,25 M. Freiprospekte 7

**Nonnenschicksal -**

Jesuitenspiegel - Klosterleben / Ent-  
hüllungen aus Klosterpapieren. Drei  
Bücher 4,30 RM Nachnahme franko  
durch Linke & Co., Halle/S. 21

# Kennen Sie das „Bayer“ Kreuz?

Prägen Sie es sich gut ein! Es ist das Merkmal deutscher Arzneimittel, die Weltruhm erlangt haben und Millionen Linderung und Heilung brachten. Jedes „Bayer“-Arzneimittel trägt auf der Packung dieses Zeichen. Es ist das Zeichen des Vertrauens.



**Mit frohem Umtrunk**

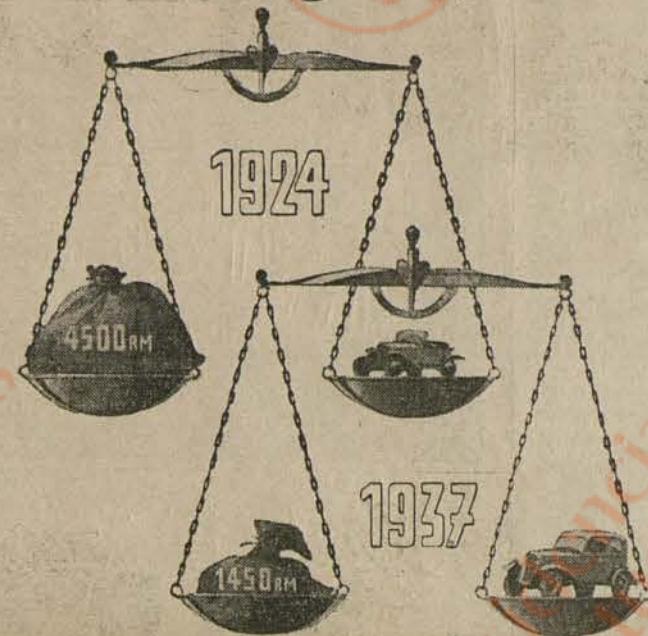
schickte die Hanse ihre Schiffe auf glückliche Fahrt und grüßte sie bei erfolgreicher Heimkehr. - Heute beschließt man zu gutem Ende geführte Verhandlungen mit einem Imperial, dem kostlichen Dujardin-Weinbrand. Man bekommt ihn jetzt leider nicht immer in ausreichenden Mengen, dafür aber ist der

**Dujardin**

der alte geblieben!

Seit 1810

Gestern, heute, morgen: Opel-Planarbeit!



1924 kostete der erste im Groß-Serienbau hergestellte „OPEL Laubfrosch“ 4500 Mark

1929 konnte der Preis des weiterentwickelten Nachfolgers durch riesige Verkaufserfolge und entsprechende Produktionssteigerungen unter die Grenze von 3000 Mark gedrückt werden.

1937 aber kostete der billigste Wagen der Opel-Produktion nur noch 1450 Mark!

Diese wenigen Zahlen beweisen den Erfolg der OPEL-Planarbeit, die durch fortschrittliche Konstruktion und hohe Qualität dem Automobil-Käufer stets den vollen Gegenwert sichert.

So war es gestern, und so wird es auch morgen sein!



**O P E L** der Zuverlässige

ADAM OPEL A.G. RÖSSELSEHEIM AM MAIN

**Dr. Schleussner der Welt älteste fotochemische Fabrik**





In allen Teilen des Reiches gibt es  
mustergültige Spezialgeschäfte der „NORDSEE“  
für Fisch und alle guten Dinge, die das Meer uns bietet.

**BERLIN**

**SCALA**

W. Lutherstr. 22-24 Tel. 25 92 56

Lothar Röhrig  
3 Bonos  
Ballett  
Dita Gérard  
usw.

Beginn täglich 19.30 Uhr  
Mittw., Sbd., So. auch 16.00 Uhr

**Winter Garten**

Berlin, am Bahnhof Friedrichstraße  
**25 ALBERTI-MÄDEL**  
**CARL WALTER POPP**  
in einem Eliteprogramm  
Sbd., Sonnt., Mittw. u. Dostrg. auch  
Nachm.-Vorstellung  
Anfang: Tageszeitungen beachten!

**KABARETT ALT-BAYERN**  
Am Bahnhof Friedrichstr. 94, Tel. 1623 31  
18.30 U. Das lustige 18.30 U.  
Weltstadtprogramm  
Kino 18.30 Uhr Keller ab 17 Uhr

**GLODUSMANN**  
„Freitrich“  
rasiert wunderbar sanft und glatt!  
Nur beim Fachhandel erhältlich!  
Edmund Bergfeld & Sohn, Solingen-Ohligs 183

Versuch zu angenehmerem Zahneputzen!  
Eine Paste von besonderer Zartheit,  
von neuartigem, erfrischendem, mildem  
Aroma, von ungewöhnlich großer  
Reinigungskraft und hohem biologischen  
Einfluß, also abwehrkräfte-st Igander  
und bakterien-verhindender Wirkung  
ist die  
radioaktive Doramad-Zahnpaste.  
Man spart, denn sie ist sehr ausgiebig  
und trocknet nicht aus. Zahnfleisch-  
erkrankungen wird vorgebeugt. Diese  
Creme müssen Sie versuchen!

Doramad  
Radioaktive Zahnpaste

Senden Sie diese Anzeige an die  
AUERGESELLSCHAFT AG, BERLIN-N 65  
Sie erhalten gegen diesen Gutschein  
kostenlos eine Doramad-Probestube

Name: \_\_\_\_\_  
Ort: \_\_\_\_\_  
Straße: \_\_\_\_\_

**CAFE WIEN**

der  
Treffpunkt  
im Westen  
KURFÜRSTENDAMM 26

Mangone-Accari  
Deutsch-Italienische Kapelle

STÜBER UND KRÜGER

**BASSO BASSO Berolina**  
Dachgarten  
AM ALEXANDERPLATZ  
Einzigartig in Groß-Berlin  
Der zeitgemäße Ausflug!  
Täglich Konzert  
Herrlicher Fernblick - Liegewiesen

FRECH BETRIEBS

Technische, kaufm.  
und Zeichnerkurse

Progr. kostenlos Priv. t.-k. Fernunterr.  
Gewerbelehrer u. Ingenieur  
J. Fritz VDI

Berlin W 35, Woyschstr. 47

Nervöses Herz?

Bei Herzklappen, Blutbeschwerden,  
Angstgefühl, Herzbeleidigung und  
anderen leichten Herzleiden hat Tele-  
pol-Versatz schon vielen die ge-  
wünschte Besserung u. Stärkung des  
Herzens gebracht in einer Berücksichti-  
gung vorgezeigt. Warum müßten  
Sie sich noch damit? Dr. M. W. 2.10  
in Apotheken. Verlangen Sie sofort  
die Aufklärungsschrift von Dr.  
Rennicher & Co., Laupheim W 48

**Stottern**

u. a. nerv. Hemmung  
nur Angst. Ausk. frei.  
Hausdörfer, Breslau 16 M

Louis Ihrke

Spedition, Lage-  
rung, Möbeltrans-  
port, Umzüge mit  
Auto und Bahn.  
Berlin - Weißensee  
Falkenberger Str. 1  
Fernspr. 56 07 89/90

Stets bereit



schützt und heilt VULNOPLAST **hautfarbig**  
jede Verletzung! Dieser deutsche  
erste Stets-bereit-Verband hat die bekannte  
einzigartige Haut-Tarnfarbe. Fast unsichtbar  
und nie störend bewahrt er Ihr gutes Aussehen

**VULNOPLAST**  
**hautfarbig**

VULNOPLAST LAKEMEIER K.G. BONN am RHEIN

GRUBER-KÖLN

GRUBER-KÖLN